

H. Müller-Rosen

FRODOZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Heirathsorakel in Polen, von Freiherren von Reinsberg-Düring'sfeld. — Eine Schreckensnacht im Vatican (mit Illustration von D. Wisniewski). — Das Zeichnen mit dem Schmaß. I. (Mit Illustrationen.) — Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy. (Fortsetzung.) — Die Frauen in Amerika, von Otto Glagau. II. (Schluß.) — Sajeed, das Wunder des Orients, von G. F. Zudertort. (Mit Illustration.) — Wirtschaftsplaudereien. — Räthsel. — Nebus. — Auflösungen des Nebus und der Charade Seite 56. — Correspondenz.



Amis Gouze

Beschreibung des Modenbildes.

- Figur 1. Anzug für Mädchen von 4 bis 6 Jahren. Kleid mit Doppelrock und edlig ausgeführter Taille aus roia Alpaca, mit Frisuren desselben Stoffes garnirt. Chemiset aus gefaltetem Mull. Gürtel, Haar- und Gürtelschleife aus roia Taffetband.
- Figur 2. Kleid aus lila poul-de-soie. Die Garnitur besteht in einem breiten Volant und Bortenstreifen desselben Stoffes, der Volant ist mit schmalem gefaltetem „Kopf“ aufgesetzt, der Bortenstreifen mit lila Seidenfranze begrenzt. Der obere Rock ist an den Seiten geschlitzt und bildet hinten einen Waisch. Die edlig ausgeführte Taille begrenzt am Halsanschnitt eine Valenciennespizze, die geschlitzten Ärmel werden durch Unterärmel aus Tüll und Spitze vervollständigt.
- Figur 3. Kleid aus schwarzem Grosgrain, Mantelet aus schwarzem Sammet, mit breiter Chantillyspitze und Grosgrainröllchen garnirt. Hut aus schwarzem Sammet, roia Kolen und einer Tüllschärpe.
- Figur 4. Kleid mit Doppelrock aus russisch-grünem Wollentlas. Der untere Rock ist mit einem breiten gefalteten Volant desselben Stoffes und dunkelgrünem Sammetband, der obere Rock mit Franze und Sammetband besetzt. Gürtel und Gürtelschleife von dunkelgrünem Sammet.
- Figur 5. Anzug für Mädchen von 6 bis 8 Jahren, Kleid aus blauer Popeline, mit drei Frisuren besetzt, Sackjade aus schwarzem Sammet, mit blauer Seidenlitzge umgeben, Hut aus schwarzem Sammet und blauen Federn.

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbad.
(Fortsetzung.)

III. Die Kaiserin und ihr Oberhofkanzler.

Der Zorn der Kaiserin hatte sich immer noch nicht beruhigt. Nachdem Graf Durazzo sie verlassen, war die Oberhofmeisterin, Gräfin Fuchs, gekommen und hatte den Bericht des Reichsvaters nicht allein bestätigt, sondern auch noch eine ausführlichere, piquantere Darstellung des nächtlichen Vorganges gegeben. Die Gräfin Fuchs verabreichte die Signora Gabrieli, deren begeisterter Anbeter ihr eigener Sohn war, und überdies hoffte sie gleich dem Reichsvater Porchammer, in der Signora ein Mittel gefunden zu haben, um den verhassten Feind, den Mann, welcher die unerhörte Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gebracht hatte, um den Fürsten Kaunitz zu stürzen oder wenigstens seine Macht zu brechen.

Die Kaiserin, das wußte die Oberhofmeisterin so gut wie der Reichsvater, die Kaiserin, welche sonst so fest auf ihre Alleinherrschaft und ihre Willensherrlichkeit hielt und so streng war gegen alle Welt, war gegen Einen nachsichtig und zuvorkommend, nur gegen ihren Oberhofkanzler! Für ihn hatte sie stets eine Entschuldigung, auf ihn allein nahm sie Rücksicht! Denn Maria Theresia's gesunder Sinn und klarer Verstand und ihr ehrliches Gemüth sagten sich, daß Kaunitz der einzige Mann sei, welcher im Stande wäre, Oesterreich aus den verworrenen Zuständen mit sicherer Hand hinauszuführen auf neue Bahnen.

Dieser Einsicht dankte der Oberhofkanzler es, daß die Kaiserin ihn jüngst zum Fürsten erhoben und daß sie gegen seine Schwächen und seine Eigenthümlichkeiten stets die mildeste Nachsicht und Schonung übte, daß sie sogar, ihrer eigenen frommen Sinnesart zum Trotz, die freigeistige Gesinnung des Fürsten und seine offen an den Tag gelegte Absicht duldete, die Priesterherrschaft zu brechen, um das Staatsruder allein in Händen zu haben.

Maria Theresia hatte den langen und ausführlichen Bericht der Gräfin Fuchs von den Begegnissen dieser Nacht mit immer neu aufwallender Empörung entgegengenommen und jetzt, als die Oberhofmeisterin zu Ende war, nickte sie ihr lebhaft zu.

„Sie hat Recht, Fuchsin, es ist eine Schand' für das ganze Frauengeschlecht, daß solche Personagen existiren! Und ich halte es für meine heiligste Pflicht, dergleichen nicht zu dulden, sondern meinem Volk zu zeigen, daß ihre Kaiserin kein' Freund' findet an dergleichen Unsitlichkeit! Weiß wohl, es gehört zur neuen Mod', daß man sich hinwegsetzt über jegliche Moral und Sitt! Aber so lange ich leb' und so lange ich noch en vigueur bin, soll mir die Leichtfertigkeit am Hofe nicht einreißen, und ich will den lasterhaften Weibern ein Schrecken, den tugendhaften ein Halt und Bestand sein! Die Signora Gabrieli wird uns kein Vergnügen mehr geben, der Durazzo hat Befehl, sie sofort aus Wien zu entfernen, und sie darf heut Abend nit mehr singen.“

„Aber, Majestät,“ rief die Gräfin, welcher indess dieser Befehl schon bekannt war, „aber, Majestät, was wird der Fürst Kaunitz dazu sagen, wenn Sie die Signora Gabrieli mit Schimpf und Schande von dannen jagen?“

Die Kaiserin zuckte die Achseln. „Weiß Sie auch schon das Märchen? Der Kaiser hat's mir auch schon gesagt: Fürst Kaunitz hält eine Liebchaft mit der Signora! Aber ich glaub's nit, der Fürst ist nit der Mann, welcher Liebchaften unterhält! Und wenn er sich auch den Anschein gibt, weil er vermeint, es sei für einen modernen, französischen Cavalier, den er gar zu gern herausbeissen möchte, nöthig, die legieren Formen des lasterhaften Hofes von Frankreich anzunehmen, so ist's halt nur eine Form, und im Grund seines Herzens ist der Fürst ein ganz moralischer Mann! Ich kenne die Männer, glaub' Sie mir, Fuchsin, ich hab' az meinem Kaiser Gelegenheit, allerlei Studien zu machen! Er liebt die Frauen, Sie weiß es, und Gott sei's geklagt, die Frauen finden ihn alle halt so schön, wie ich ihn finde, meinen schönen Kaiser! Ach, 's ist ein rechtes Unglück, Fuchsin, wenn ein Mann Nichts zu thun hat, und daher kommt's denn, daß er auf Abwege geräth und Zerstreuung sucht bei den leichtfertigen, schönen Frauen! Ja, ein rechtes Unglück, wenn ein Mann Nichts zu thun hat!“

„Aber,“ fuhr die Kaiserin fort, „sieht Sie, Fuchsin, der Kaunitz hat sehr viel zu thun, und er ist ein unermüdlicher Arbeiter, ist Tag und Nacht thätig für das Wohl Oesterreichs und hat daher nit Zeit zu dergleichen! Wenn Kaunitz der Gabrieli den Hof macht, geschicht's zur Zerstreuung, und das können wir ihm schon gönnen!“

„Aber Majestät,“ bemerkte die Fuchsin mit niedergeschlagenen Augen und sanftem Ton, „aber mir scheint doch, daß der Fürst ein wenig zu weit geht in seiner Lust an Zerstreuung und in seiner Verhöhnung der Sitte und Moral! Und wenn das auch so Styl sein mag an dem Hof, wo die lasterhafte Marquise von Pompadour regiert und —“

„Fuchsin, ich bitt', sag' Sie mir Nichts über die Marquise Pompadour!“ unterbrach sie die Kaiserin. „Sie weiß sehr gut, daß ich um der Politik willen mein Widerstreben unterdrückt und ihr einen zärtlichen, freundschaftlichen Brief geschrieben und sie ma chère cousine und ma soeur zu nennen gewürdigt habe. Und darum bitt' ich Sie, eine Person, die ich so hoch gestellt habe, nicht vor meinen eigenen Ohren herabzuziehen! Sag' Sie also ohne weiteren Umschweif: Was hat der Fürst Kaunitz gethan, das Sie zu arg findet?“

„Majestät, ohne allen Umschweif: Ich nenne es eine Verhöhnung aller Sitte und alles Anstandes, daß der Fürst Kaunitz mit seiner Favoritin so offen am Tage in Einem Wagen fährt und sich im Theater an ihrer Seite zeigt!“

„Das ist sein' Sach',“ rief die Kaiserin schnell, „das geht uns Nichts an! Mag er's verantworten vor sich und seinem Gewissen, wenn er's kann. Uns kümmert's nicht!“

„Aber,“ fuhr die Gräfin unerschütterlich fort, „es scheint mir doch, als wäre es gegen den Respect, welchen der Oberhofkanzler der Frau Kaiserin schuldet, wenn er sogar hier in die Burg einfährt mit der Sängerin und sie unten im Wagen warten läßt, während er hinauf geht zur Konferenz mit der Kaiserin.“

„Das ist nit wahr, das thut der Kaunitz nit! Sie hat sich Etwas vorliegen lassen, Fuchsin! Von wem hat Sie die Neuigkeit?“

„Gnädigste Majestät, Hohehrwürden Vater Porchammer behauptet, vor einigen Tagen, da der Fürst bei Eurer Majestät war, sie selbst in dessen Wagen gesehen zu haben. Sie lachte und nickte ihm zu, und da der Vater wie von Entsetzen ergriffen stehen blieb, fragte die Signora: „Ehrwürdige Gnaden meinen vielleicht, es sei der Teufel in Person, den Sie hier schauen? Beliebt es Ihnen vielleicht, eine Beschwörung versuchen zu wollen?““

„Abseuchlich!“ rief die Kaiserin, „und dennoch kann ich's nit glauben, kann zum Mindesten nit glauben, daß der Fürst es gewußt hat. Diese Person ist frech, sicherlich hat sie den Wagen halten sehen, als sie vorüberkam, und ist hinein gestiegen, um den Fürsten zu überraschen! So wird's sein, Fuchsin, und es kann halt nit anders sein! Es ist unmöglich, daß der Fürst seine eigene Kaiserin so verunglimpft und solche Schand' ihr antut!“

„Majestät, ich wage doch zu behaupten, daß er's thut, und ich bitt' unterthänigst mir zu erlauben, daß ich das nächste Mal, wenn's wieder geschieht, der Frau Kaiserin dürft' davon Nachricht geben, selbst wenn der Fürst noch da wär!“

„Thu' Sie das,“ sagte Maria Theresia. „Ich werde dem Fürsten dann gehörig meine Meinung sagen. Er kommt heute noch zur Konferenz, denn es sind wichtige Depeschen gekommen und —“

„Seine Durchlaucht, der Fürst von Kaunitz!“ meldete der eintretende Kammerlackei.

„Gehe Sie, Fuchsin,“ sagte die Kaiserin rasch. „Aber schließe Sie erst das Fenster, Sie weiß wohl, der Fürst kann keinen Zug vertragen. Schließ' Sie schnell das Fenster und dann geh' Sie!“

„Majestät!“ flüsterte die Gräfin, „wenn aber heut die Signora wieder im Wagen sitzt, soll ich mir dann erlauben, herein zu kommen?“

„Ja, ja,“ sagte die Kaiserin, „geh' Sie nur.“ Und hastig schritt sie dem Fürsten entgegen, welcher, trotz der warmen Frühlingluft tief in einen Pelz gehüllt, in das Zimmer trat.

„Nun, Durchlaucht,“ rief die Kaiserin, „Er schaut ja aus, als käm' Er von Sibirien her. Meint wohl, die Frühlingluft da draußen ziehe nicht in die Burg ein, und Er müßt' mit Seinem warmen Pelz sich in unserer kalten Atmosphäre wärmen?“

„Vergebung, Majestät,“ sagte Kaunitz ruhig, „ich weiß ja, daß das heiße Blut und der Feuergeist meiner Kaiserin sie stets so warm durchglühen, daß sie die Fenster immer offen hat. Aber ich bin leider genöthigt, mich vor jeder Zugluft zu wahren. Ich bitte daher um Vergebung, wenn ich die kalte Außenluft, welche noch hier im Gemach ist, von mir abzuhalten suche durch meinen Pelz.“

Die Kaiserin nickte. „Thu' er's immerhin, es gehört ja auch zu der neuen Zeit, von der Er mir so oft erzählt, und welcher auch der Erzherzog Joseph, unser Herr Sohn, so sehr huldigt. Es gehört zur neuen Zeit, alle Etiquette und alles Ceremoniel mehr und mehr zu beseitigen, und wir wissen, Er gehört in diesem Punkt recht sehr zur neuen Zeit, und hat nicht blos die französische Politik, sondern leider auch die französischen Manieren ein wenig in unsere Hofburg eingeführt.“

„Eure Majestät vergeben, wenn ich über diese Dinge meine völlige Unkenntniß erklären muß,“ sagte Kaunitz ruhig. „Ich bin nicht Oberceremonienmeister kaiserlicher Majestät und habe daher um das Ceremoniel und die Etiquette mich nicht zu kümmern. Ich suche nur, meiner Eigenheit gemäß, mich selber, so viel es sich mit meinem Gewissen verträgt, vor der Last der Etiquette zu befreien, und da Eure Majestät die Gnade gehabt haben, Ihrem Oberhofkanzler zu erlauben, daß er sich an die Geseze und Beschränkungen des Oberceremonienmeisters nicht zu kehren hat, sondern seinem eigensten Wesen gemäß erscheinen darf, so weiß ich, daß ich für mich und für meinen warmen Pelz nicht um Entschuldigung zu bitten habe.“

Die Kaiserin erwiderte Nichts, sondern ließ sich in ihrem Fauteuil nieder und winkte mit einer Handbewegung nach dem Stuhl, welcher ihr gegenüber stand. Kaunitz ließ sich langsam und gemächlich in demselben nieder und zog aus seiner Brusttasche ein Papier hervor.

„Ich habe Eure Majestät zu so ungewohnter Stunde um eine Unterredung gebeten,“ sagte er, „weil ich wichtige Mittheilungen zu machen habe! Was wir lange erpirtet und gewünscht, ist nun erfüllt: der Friede zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen ist abgeschlossen, und am fünfzehnten Februar haben Eurer kaiserlichen Majestät Gesandter, Hofrath von Colmbach, sowie der preussische Legationsrath von Herzberg und der sächsische Baron von Fritsch auf dem Schlosse Hubertsburg unsern von Dresden nach monatelangen Verhandlungen endlich das Friedensdocument unterzeichnet. Es fehlt ihm nur noch die Unterschrift der Souveraine. Zuerst die Unterschrift der Kaiserin-Königin, Maria Theresia. Hier sind die Papiere zu Eurer Majestät Durchsicht und Anerkennung!“

„Nicht nöthig, Kaunitz,“ nickte die Kaiserin mit verdüsteter Miene. „Was soll's mir nützen, die Papiere durchzusehen, die mir doch nur sagen, daß unsere Hoffnungen getäuscht sind, und daß das Ziel, um welches ich sieben Jahre Krieg geführt habe, doch nicht erreicht ist! Mein Schlesien ist und bleibt mir verloren, und der böse Mann, der mir's genommen, lacht triumphirend, denn er hat Gesezt!“

„Aber, Majestät,“ sagte Kaunitz ruhig, „er gibt zurück, was er in diesem letzten Kriege gewonnen! Er behält nur das, was er schon früher in den beiden ersten schlesischen Kriegen erobert!“

zeichnen, welches nun meinen Feind und Gegner unwiederbringlich zum Herrn meines geliebten Schlesiens macht!“

„Und doch, Majestät,“ sagte Kaunitz, „ist Vieles gewonnen und Vieles haben wir erreicht! Durch diesen Krieg ist eine Gestalt der Dinge gewonnen, zu einem neuen politischen Staat ist Oesterreich emporgewachsen. Wir haben Allianzen geschlossen. Die Kaiserin von Rußland ist in das Bündniß mit Oesterreich eingegangen, und machtlos steht nach diesem Friedensschluß der König Friedrich II. da, allein verbündet mit den Seemächten, deren Bestand wenig zu rechnen ist! Von diesem Gesichtspunkte angesehen, geht Oesterreich neu verjüngt, größer und mächtiger, es vor sieben Jahren beim Beginn des Krieges gewesen, demselben hervor. Es ist wahr, die schlesischen Provinzen, wo der König von Preußen in den ersten beiden Kriegen erobert, bleiben ihm, aber auch nicht mehr. Er gibt laut Artikel 13. Vertrages alle Ansprüche auf die später in diesem Kriege eroberten Besitzungen auf!“

„Und wir gleicherweise, wie mich dünkt in Ihrem Entschlossenem gelesen zu haben, wir geben auch Alles zurück, was wir in dem Kriege erobert haben! Wir geben ihm die ganze Grafschaft Glatz, nicht wahr?“

„Ja, Majestät, es ist so! Doch wir geben damit nur, was wir nicht hatten, was dem Könige schon gehörte!“

„Und was enthält der Friedensvertrag noch weiter?“ fragte die Kaiserin ungeduldig.

„Weiter noch enthält er einen Artikel, in welchem die Kaiserin-Königin dem König von Preußen alle seine Staaten verbürgt, und ferner auch einen Artikel, in welchem der Kaiserin-Königin alle ihre Staaten verbürgt!“

„Er, mir?“ rief die Kaiserin, rasch von ihrem Sitz emporstehend. „Ist es dahin gekommen, daß der König von Preußen der einstufige Basall der Kaiserin von Deutschland, sich mir an die Seite stellen darf als gleichberechtigt? Er hat Recht, Kaunitz, neue Zeit ist da! Aber recht als ein Schrecken stellt sie sich dar, und mir grant vor ihr!“

„Doch,“ sagte Kaunitz ruhig, „manches Gute bringt die neue Zeit! Eins haben wir doch mit diesem Vertrag erreicht, und es ist der Hauptparagraf in den geheimen Artikeln, die wir mit Preußen abgeschlossen: der König von Preußen sichert und verspricht seine Stimme dem Erzherzog Joseph bei der Wahl zum König von Rom! Es wird voraussichtlich die Wahl schon im Frühling nächsten Jahres stattfinden, und die Wahl des Erzherzogs zum König von Rom ist durch die Stimme des Königs von Preußen gesichert!“

Das Gesicht der Kaiserin leuchtete auf. „Ah, Kaunitz,“ sagte sie, „ich danke Ihn! Das ist die erste gute Nachricht, die mir heute bringt! Das ist Balsam für meine Wunden! Mein Sohn wird König von Rom, das heißt, er wird ein Kaiser von Deutschland sein! Einst! Möge es lange noch hin sein, und lange noch Kaiser Franz in Glück und Frieden regieren!“

„Und ich,“ sprach Kaunitz mit flammenden Augen, „ich möge die Kaiserin Maria Theresia lange noch in Glück und Frieden regieren und möge sie noch einer großen und glänzenden Zukunft entgegengehen. Der Kaiser von Deutschland hat nun zu regieren, denn verrotten ist die deutsche Kaiserherrschaft zu Regensburg und zu Frankfurt liegt sie unter Aeten und Asche, der Staub vergangener Jahrhunderte begraben. Aber hier in Kaiserburg zu Wien blühet die Herrlichkeit des österreichischen Kaiserhauses durch Maria Theresia von Neuem auf, und eine große Zukunft geht hervor aus diesen Tagen des Blutes und Schmerzens für ganz Oesterreich, für den ganzen Kaiserthum und auch, so ich will, für das Kaiserhaus! Der Friede ist gesichert, Majestät, und wir dürfen nun daran denken, für die Erzherzoginnen die Throne, glänzende Allianzen und mächtige Kronen zu suchen!“

„Ah,“ lächelte die Kaiserin, „Er spricht da von Kronen und Allianzen und meint damit Vermählungen, Kaunitz! Ja, Selten geschieht es den Prinzessinnen so gut wie mir, daß sie einen Mann, dem sie sich vermählen müssen, auch lieben können! Ich bitt' Ihn, Kaunitz, suche Er's zu machen, daß es stattliche Herzoginnen und Fürstinnen sind, welche die Kronen und Allianzen für meine Töchterinnen sein sollen! Möcht's meinen Töchtern gönnen, daß sie nicht nur Kronen tragen, sondern auch glücklich in ihren Ehen werden. Und — Nun, Fuchsin, was will Sie?“ unterbrach sich auf einmal lebhaft, indem sie sich der Oberhofmeisterin wandte, welche durch die kleine Seitenthür hereingeklüpft war.

„Halten zu Gnaden, Majestät, ich komme in Ihrem Auftrage und Befehl und ich bitt' um ein einzig Wort!“

Die Kaiserin erhob sich und trat zu ihr heran. „Nun, was gibt's, Fuchsin?“

„Majestät,“ flüsterte die Gräfin, „es ist, wie ich die Gräfin Fuchs hat, Eurer Majestät zu melden! Drunten im Wagen des Fürsten sitzt die Signora Gabrieli und erwartet die Rückkehr Eurer Durchlaucht!“

„Unmöglich!“ rief die Kaiserin erglühend. „Unmöglich vielleicht, Majestät, aber wahr,“ erwiderte die Oberhofmeisterin, indem sie sich tief verneigte und dann auf dem Wink der Kaiserin wieder hinausging.

IV. Die Revanche.

Die Gräfin Fuchs hatte sich kaum entfernt, als Maria Theresia mit heftigen Schritten und gerötheten Wangen an Kaunitz herantrat.

„Herr Fürst,“ fragte sie fast athemlos vor innerster Erregung, „Herr Fürst, wer ist unten in Seinem Wagen?“

Kaunitz schaute ganz verwundert zu ihr auf.

„Niemand, Majestät, den ich beabsichtigte, der Kaiserin Königin vorzustellen und zu präsentiren! Es kann daher Ihr Majestät ganz gleichgültig sein, wenn ich einen Sitz in meinem Wagen gestatte, denn dies ist lediglich meine Privat-Angelegenheit.“

„Er will es mir nicht jagen,“ rief die Kaiserin heftig. „Der Herr Fürst, so will Ich es Ihn jagen: Es ist die Signora Gabrieli, welche sich unten in Seinem Wagen befindet, und —“

„Majestät,“ unterbrach sie Kaunitz mit etwas lauterer Stimme, „Majestät, ich bin zu einer politischen Konferenz mit der Kaiserin gekommen, und mich dünkt, unsere Geschäfte sind nicht beendet. Ich habe als Oberhofkanzler und Minister meine erhabenen Gebieterin, der Kaiserin-Königin, Bericht erstattet über das, was sich in Hubertsburg begeben! Ich habe Ihre Majestät die Papiere vorgelegt und um Ihre Unterschrift gebeten! Dieselbe ist noch nicht gegeben: ich bitte Eure Majestät daher, zu unterschreiben.“

Er hob die Feder von dem Dintensaß auf, tauchte sie in

und überreichte sie der Kaiserin: „Ich bitte Majestät um Ihre Unterthänigkeit.“

Die Kaiserin, ein wenig verwirrt und beschämt fast, nahm die Feder, beugte sich über das Papier und setzte hastig ihren Namen unter dasselbe.

„Frau Kaiserin,“ sagte Kaunitz feierlich, „dies ist in der Geschichte der Politik, in der Geschichte Deutschlands und Ihres Landes ein wichtiger und folgenreicher Moment, und wir können uns sagen und beruhigen, daß wir da etwas Großes zu Stande gebracht haben! Eine neue Ordnung der Dinge beginnt, und auf neue Bahnen wird jetzt Derjenige, welchen Eure Majestät bis dato mit Ihrem Vertrauen beehrten, das Staatsschiff Oesterreichs dahinzuführen haben! Ich werde all meine Kraft, meinen Fleiß und meine Thätigkeit darauf verwenden, daß Oesterreich aus dem blutigen Felde dieses Krieges zu neuer Glorie emporsteige, und ich meine, daß, wenn Kaunitz dies verspricht, er auch Wort halten wird.“

„Ja,“ sagte die Kaiserin hastig, „Oesterreich kann sich Glück wünschen, neben Mir einen Kaunitz an dem Staatsruder zu sehen.“

„Und ich, Majestät, ich wünsche mir Glück dazu, über mir eine Kaiserin zu haben, welche in hohem und mächtigem Geiste und in edlem Sinne das Rechte erkennt und dem höchsten und herrlichsten Ziele, der Erhebung und der Größe Oesterreichs nachstrebt. Was ich bisher erreicht und geschaffen, das hätte ich nimmer erlangen können, wenn der weitschauende und scharfe Blick meiner Kaiserin nicht durch die Wolken die aufgehende Sonne erkannt hätte, und ich danke dafür meiner Kaiserin! Aber ich hoffe, daß auch ich des Dankes der Kaiserin würdig bin.“

„Ja,“ sagte Maria Theresia lebhaft, „ja, ich danke Ihn vom Herzen, und Er weiß es sehr wohl, wie hoch ich Ihn schätze! Ich habe es Ihn bewiesen, indem ich Ihn alle äußeren Ehrenzeichen, die man den größten und höchsten Männern nur darbringen kann, verlieh; ich habe Ihn voll Dankbarkeit zum Fürsten ernannt; Er trägt die hohen Orden meines Hauses und Er mag daraus ersehen, Kaunitz, daß ich mit Ihm sehr wohl zufrieden bin und Ihn als Staatsmann vertraue! Aber ich gestehe Ihn doch, Kaunitz, daß es Einen Punkt gibt, in welchem ich nicht mit Ihm zufrieden sein kann. Er ist ein großer Staatsmann; aber ich wünschte auch, daß Er ein wenig mehr auf Sitte und Anstand hielte in Seinem Privatleben.“

„Frau Kaiserin,“ sagte Kaunitz gelassen, „mein Privatleben kümmert mich ganz allein, und ich erlaube es auf Erden und im Himmel Niemand, sich über dasselbe zum Richter aufzuwerfen.“

„Aber es gibt halt Gesetze,“ rief die Kaiserin, aufs Neue erregt von der Ruhe ihres Ministers, „es gibt Gesetze, denen Niemand zu trotzen wagen darf! Es ziemt sich nicht, Kaunitz, daß Er in mein Schloß einfährt und sich drinnen im Wagen von einer Person erwarten läßt, deren Gesellschaft nicht ziemend ist für meinen Oberhofkanzler. Es sitzt aber in Seinem Wagen die Signora Gabrieli! Alle Welt kann sie sehen, und sie will, daß man sie sieht. Sie schaut aus dem Fenster heraus und schäfert und lacht mit den Vorübergehenden. Das ist empörend, Kaunitz, das ziemt sich nicht, und ich befehle Ihn —“

„Was?“ fragte Kaunitz, sein ruhiges steinernes Angesicht ein wenig näher zu der Kaiserin hinwendend, „was befehlen Eure Majestät Ihrem Oberhofkanzler und Staatsminister, Fürsten von Kaunitz? Was für Geschäfte sind es, die Majestät mir aufzutragen geruhen wollen?“

„Keine Geschäfte jetzt, wir sind zu Ende damit,“ sagte die Kaiserin, „ich spreche zu Ihn von der Signora Gabrieli und ich beschwere mich darüber, daß Er dieselbe in Seinem Wagen duldet, da Er sicherlich doch schon weiß, daß ich sie aus meinem Dienst entlassen habe, und daß sie heute Abend nicht singen wird.“

„Ich glaube davon gehört zu haben! Indeß ist das eine Sache, die mich Nichts angeht, sondern nur Ihren Intendanten, den Grafen Durazzo.“

„Er ist nicht mehr mein Intendant,“ rief die Kaiserin rasch. „Dann also betrifft dies seinen Nachfolger,“ sagte Kaunitz ruhig.

„Ich habe zu meinem Glück Nichts mit dem Theater zu thun! Eure Majestät haben die Signora Gabrieli entlassen, das ist allein die Angelegenheit Eurer Majestät; ich aber, ich entlasse meine Freunde nicht! Auch dann nicht, wenn sie in Ungnade gefallen sind; es kann Niemand von Kaunitz sagen, daß seine Neigung oder Abneigung sich nach dem Winde richte, der aus der Hofburg weht. Haben mir Eure Majestät noch sonst Befehle zu erteilen?“

„Nein, Kaunitz, nein,“ sagte die Kaiserin grollend. „Wir sind zu Ende, gehe Er.“

Kaunitz raffte gelassen seine Papiere zusammen, rollte sie auf und neigte sich ein wenig tiefer, wie er sonst gewohnt war, vor der Kaiserin. Dann wandte er sich langsam um und schritt der Thüre zu.

Neben derselben aber blieb er stehen und schaute zurück nach der Kaiserin, die, ein wenig verwirrt und betroffen, ihm nachsah und es wohl empfand, daß sie in ihrem Frauenzorn zu weit gegangen sei.

„Majestät, darf ich mir noch eine Frage erlauben und eine Bitte an Sie richten?“ fragte Kaunitz.

„Spreche Er, Herr Fürst,“ sagte die Kaiserin mit gütiger Stimme. „Er weiß, daß mein Ohr Seinen Worten immer offen ist, und Er weiß auch, daß ich mich freuen werde, Ihn eine Bitte zu erfüllen, denn es ist halt selten, daß der Kaunitz Etwas zu bitten kommt.“

„Eure Majestät versprochen mir, sobald der Frieden definitiv abgeschlossen sei, mir die Gnade eines Besuchs auf meinem Schlosse Austerlitz zu gönnen, Eure Majestät waren so gütig, mir zu versprechen, daß Sie mit Ihrem Hofe, dem Gemahl, den Erzherzogen und Erzherzoginnen eine Einladung von mir annehmen würden! Ich unterfange mich nun, Eure Majestät zu fragen, ob Sie die Gnade haben wollen, mir den versprochenen Besuch auf meinem Schlosse Austerlitz jetzt zu gewähren?“

„Nun, Herr Fürst,“ sagte die Kaiserin lächelnd, „das ist eine Bitte, die fast wie eine Günst ausseht! Denn man weiß sehr wohl, der Herr Fürst liebt nicht allzu sehr, sich mit Gesellschaften zu incommodiren! Ich verspreche es gern und vom Herzen, für mich, den Kaiser und meine Familie! Wir sind bereit, Ihn auf Seinem Schlosse Austerlitz zu besuchen.“

„Darf ich den Tag bestimmen? Wollen mir Majestät diese Gnade gewähren?“

„Sicherlich, wir sind frei, und die Frühlingssonne scheint so warm, daß es eine Freude sein wird, schon jetzt zu reisen. Wir sind jeden Tag bereit.“

„So bitte ich Eure Majestät um die Gnade, daß Sie morgen mit Seiner Majestät dem Kaiser und so vielen von den Erz-

herzogen und von den Erzherzoginnen, als mir mögen, mir die Ehre erzeigen, nebst Hofstaat nach meinem Schlosse Austerlitz abzuweichen zu wollen!“

„Morgen schon?“ lächelte die Kaiserin, „Er hat's sehr eilig! Doch der Frühling hat's auch eilig, und Er hat uns ja erzählt, daß in Seinem Parke so wundervolle Bäume stehen. Also, es sei, wir reisen morgen nach Austerlitz.“

Kaunitz verneigte sich tief und ging dann langsam hinaus, schritt durch die Borgemächer, in welchen die adlige Arrièregarde stand und vor dem Fürsten salutirte, hinunter über die breite Steintreppe auf den innern Hof, wo seine Equipage ihn erwartete.

Signora Gabrieli öffnete mit ihrer kleinen Hand von innen selber den Schlag und nickte ihm zu.

Kaunitz ließ sich an ihrer Seite nieder, dann, während der Wagen aus dem Hofthor fuhr und weiter dahin rollte, neigte er sich zu ihr hin:

„Katharina, Sie sollen sehen, daß Kaunitz nie verspricht, was er nicht zu erfüllen gedenkt. Ich habe Ihnen Satisfaction versprochen von der Kaiserin, und Sie werden sie haben. In vierundzwanzig Stunden, lautet der Befehl, nicht wahr, sollen Sie Wien verlassen?“

„Ja, in vierundzwanzig Stunden,“ erwiderte die Gabrieli zornig.

Kaunitz nickte. „Sie werden morgen also um diese Stunde Wien verlassen! Das heißt, ich lade Sie ein, mit mir nach meinem Schlosse Austerlitz zu fahren!“

(Fortsetzung folgt.)

Heirathsrakel in Polen.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Mit dem Untergang des berühmten Orakels von Delphi ist zum Glück nicht die Kunst verloren gegangen, sich Auskunft über das Dunkel der Zukunft zu verschaffen, und namentlich die jungen Mädchen besitzen noch manches, ihrer Ansicht nach untrügliche Mittel, ihr künftiges Geschick voraus zu bestimmen.

In der Regel ist das Verfahren, soll es wirklich sein, an bestimmte Zeiten und Tage im Jahre geknüpft, die wiederum, gleich den Mitteln selbst, je nach dem Orte verschieden sind.

Während in Rußland die Swiatki oder heiligen Tage von Christi Geburt bis Epiphania die eigentliche Festzeit der „rothen“ oder „schönen Mädchen“ sind, welche diese mit Sehnsucht erwarten, um an ihnen ihr Schicksal zu errathen, gilt bei den Polen der St. Andreasabend (29. November) als Hauptzeitpunkt zu den Zukunftserforschungen der Mädchen, der St. Katharinenabend (24. Nov.) dagegen als Loosverkünder der jungen Männer.

Indessen verabräumen auch in Polen beide Geschlechter nicht, die geheimnißvolle Zeit vom Weihnachtsabend bis zu den heiligen drei Königen dazu anzuwenden, Gewißheit über die gewichtigste Frage zu erlangen, welche sie beschäftigt, nämlich die Heirath.

Denn nicht mit Unrecht heißt es im Volksmund der französischen Schweiz:

Lé fellio à lé tsavo ne savan pas io lé s'notto,
(Die Mädchen und die Pferde wissen nicht, wo einst ihr Haus sein wird)

und dieses zu erfahren ist der sehnlichste Wunsch, wenigstens der Mädchen, indem wir nicht zu behaupten wagen, ob die ihnen vom Sprichwort zur Seite gestellten Pferde von demselben Verlangen befeelt sind.

Wenn daher am Vorabend von Christi Geburt dem alten polnischen Brauch gemäß der Tisch mit Heu bedeckt worden ist, ehe das Tischuch darüber gebreitet wurde, so ziehen am Ende der Abendmahlzeit junge Leute einzelne Heuhalm unter dem Tischuch vor. Ist der Halm noch grün, trägt das Mädchen zur Fastnacht den Brautkranz, und der Mann tritt im nächsten Jahr zum Traualtar; ist der Halm verwelkt, müssen Beide noch warten, und ist er gelb, läuft das Mädchen wie der Mann Gefahr, ledig zu sterben.

Andere ziehen, wenn sie vom Tische aufgestanden sind, einzelne Kehren aus den Getreidegarben, welche an diesem Abend in die Ecken des Zimmers gestellt werden, und zählen die Körner, die an einer Mehre sitzen. Ist es eine gerade Zahl, darf der oder die Zählende der Hochzeit sicher sein; ist es aber eine ungerade Zahl, steht noch längeres Alleinbleiben zu befürchten.

Noch Andere gehen in den Holzschuppen und holen Späne, die sie nachher zählen: gerade Zahl ist auch hierbei günstig entscheidend.

In Polnisch-Schlesien geht man, um das Holz zum Abendbrot zu holen, in den Keller oder Holzstall, rafft stillschweigend Holz ein, trägt es, ohne zu sprechen, in die Küche und zählt dort, ebenfalls schweigend, die Stücke, um aus der geraden oder ungeraden Zahl auf Heirath oder Ledigbleiben zu schließen.

Auf dem Lande legt man Püppchen, Brod und Geld unter das Heu und sieht, was man im Dunkeln herauszieht. Geld verkündet einen reichen, Brod einen armen Mann, und das Püppchen ist der unwillkommenste Gegenstand, den die neugierige Fragerin in die Hände bekommen kann.

Will man wissen, ob aus zwei Liebenden ein Ehepaar werde, macht man aus grobem Berg von Schlack zwei kleine Figuren, eine männliche und eine weibliche, zündet sie beide zu gleicher Zeit an und paßt auf, ob die Flammen sich vereinigen oder auseinander wehen. Ist das letztere der Fall, steht es schlimm; vereinigen sich aber die Flammen, ist es ein günstiges Zeichen.

Wünscht man Näheres über den künftigen Freier, über sein Aeußeres und seinen Beruf zu erfahren, so gießt man geschmolzenes Wachs oder Blei in ein Gefäß mit Wasser, oder wirft auch Ringe in dieses, von denen man nach jeder Strophe eines Liedes, das man dabei singt, einen heransnimmt, und deutet den Sinn der Strophe, nach welcher man seinen Ring bekommen, als Antwort. Es ist dies eine echt slavische Sitte, die wir als Ringpiel bei den Bulgaren und Serben, als Schiffspiel (podbljudnoje gadanie) bei den Russen in ganz ähnlicher Weise wieder finden, während das Blei- oder Wachsgießen auch bei den germanischen und romanischen Völkern bekannt ist.

In den polnischen Grenzstäädchen des Großherzogthums Posen pflegen junge Mädchen, welche einen Blick in die Zukunft werfen wollen, am heiligen Abend auf einen Tisch ein Glas Bier, ein Glas Wein und ein Glas Wasser zwischen zwei Lichter zu stellen. Dann setzen sie sich in demselben Zimmer oder in einem Nebenzimmer, dessen Thür sie offen lassen, vor den Spiegel und warten, daß mit dem Schlag Zwölf ihr zukünftiger Mann erscheine, um zu trinken. Greift er zum Wein, ist er reich; nimmt er Bier, bloß mäßig wohlhabend, und trinkt er Wasser, ist er arm.

Junge Männer stellen sich dort am Sylvesterabend (31. Dec.) vors Feuer, hücken sich und gucken zwischen den Beinen durch: sehen sie eine Person, so ist's die ihnen vom Himmel bestimmte Frau; erblicken sie aber einen Sarg, so sterben sie im nächsten Jahr.

Die unverheiratheten Mädchen wiederum gehen am Johannisabend (23. Juni) in der Dämmerung in den Garten, schütteln am Zaun und horchen, von welcher Seite ein Hund anschlägt, denn von derselben Himmelsgegend her wird bald ein Freier kommen.

Ueberhaupt wird der Johannisabend von den Polinnen für günstig zum Schauen in die Zukunft gehalten, und besonders an den Vorbergen der Karpathen und in den Ufergegenden der oberen Weichsel gilt er nach dem Weihnachtsabend für den geheimnißvollsten des ganzen Jahres. An vielen Orten werfen die Mädchen Kränze ins Wasser, um aus dem Schwimmen derselben ihren künftigen Mann zu errathen, und in Warschau namentlich gibt dieser Brauch zu einem wirklichen Volksfest Anlaß. Die ganze Brücke ist bedeckt von Menschen, zum größten Theil von Mädchen aus den mittleren und unteren Ständen mit Kränzen der verschiedensten Art, und Jedes wirft den mitgebrachten Kranz in die Flut, um aus der Art, wie er schwimmt, eine günstige oder schlimme Vorbedeutung zu ziehen. Das beste Zeichen ist es, wenn der Kranz ungestört so weit schwimmt, daß ihn die Abseherin aus den Augen verliert. Häufig machen indessen die Schiffer zum großen Gelächter der Zuschauer mit ihren leichten Rähnen schon nahe der Brücke Jagd auf diese Kränze und verhindern so die Aufgabe, welche dieselben hatten. Junge Männer lassen statt der Kränze kleine Blumenschiffe vom Stapel, deren Wimpel gewöhnlich bunte, mit Versen beschriebene Papierstreifen sind, und nicht selten werden diese Liebesboten erst in Thorn oder Danzig aufgefangen, wo dann die Verse durch die Zeitungen bekannt gemacht werden und so an ihre Adresse gelangen.

Bei den Masuren in Preußen pflicht man schweigend einen Strauß von Feldblumen, setzt ihn in ein Glas mit Wasser und nimmt um Mitternacht das Glas mit dem Strauß und spricht:

„Der Liebste kommt zu trinken.“

oder:

„Der Herzallerliebste komme und reiche mir zu trinken.“

so soll der höchste Wunsch in Erfüllung gehen, und das Wasser das Bild des eingeladenen Schahes zeigen.

Auch wunden die Mädchen Kränze und werfen sie rückwärts über den Kopf gegen einen Baum. Bleibt der Kranz beim ersten Male an den Zweigen hängen, so heirathet das Mädchen, das ihn geworfen, noch in demselben Jahr; so oft er aber herunter fällt, so viele Jahre muß es noch auf den Traumentag warten.

Im Großherzogthum Posen wendet man die Kränze aus neuerlei Blumen, unter denen Johanniskraut nicht fehlen darf, und legt sie unter das Kopfkissen, um den Zukünftigen im Traume zu erblicken.

Auch stellen sich dort die Mädchen um Mitternacht an die Thür und lauschen, ob sie den Vornamen eines Vorübergehenden rufen hören, indem sie glauben, es werde der Vornamen ihres einstigen Mannes sein.

Am bedeutungsvollsten ist jedoch, wie bereits bemerkt, der heilige Andreasabend für die jungen Mädchen Polens, und die meisten Vorkehrungen zur Befriedigung ihrer Neugier sind für diesen Abend aufgepart.

Wie in Deutschland der heilige Andreas mit dem wohlbekanntesten Spruche angerufen wird:

Bettspund, ich trete dich,
Sankt Andreas, ich bittr' dich,
Laß doch erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen,

so betet man auch in Polen beim Niederlegen, nachdem man den ganzen Tag über gefastet:

Bett mein, ich trete dich,
Herrgott, ich bitte dich,
Laß im Traum erscheinen mir
Der mein Liebster wird von dir!

Um des Traumes sicherer zu sein, legte man früher unter den Kopf einen Ziegel- oder andern Stein, der von Männern in die Unterbekleider, von Mädchen in die Strümpfe oder einen Unterrock gewickelt wurde, und träumte man dessen ungeachtet nicht seinem Wunsche gemäß, so zog man am Morgen beim Erwachen eine der Kärtchen mit den Namen bekannter oder unbekannter Herren oder Damen heraus, die man am Abend vorher unter das Kopfkissen steckte.

In Masovien besteht dieser Brauch noch jetzt. Auf den podlachischen Dörfern pflegen die Mädchen, die erfahren wollen, welcher Bursche sie einst heirathen wird, 9 Vater-unter stehend, 9 knieend und 9 sitzend zu beten, und dann Leinsamen in eine Schale mit Erde zu säen, um gewiß zu sein, den „Bestimmten“ im Traum zu erblicken.

Im Krakauischen ist das Leinsäen ebenfalls üblich, indem das Mädchen dabei spricht:

Heil'ger Andreas!
Ich säe Lein für dich,
Gib mir zu wissen,
Mit wem ich ihn ernten werde!

sich dann entkleidet und das Sahband, mit dem es umgürtet ist, unter das rechte Ohr legt. Nach diesen Vorbereitungen soll es unfehlbar im Traume die Gestalt des künftigen Mannes sehen.

(Schluß folgt.)

[2558]

Eine Schreckensnacht im Vatican.

Die Schicksale des Papstes Pius VII. (Barnaba Luigi Graf Chiaramonti, geb. 1742 in Cesena) sind bekannt. Als er — in Benedikt — zum Papste gewählt wurde, war Rom noch von den Franzosen besetzt, erst einige Monate später wurde es Pius gestattet, seinen Einzug in die heilige Stadt zu halten. Aber die Freundschaft, die er mit Napoleon geschlossen, war nicht von langer Dauer. Zwar salbte er denselben am 2. Dezember 1804 bei der Kaiserkrönung in Paris, doch vier Jahre später kam es zum offenen Bruch. Der Kaiser läßt Rom besetzen und den Kirchenstaat dem französischen Reiche einverleiben, der Papst antwortet mit dem Bannstrahl. Hierauf läßt Napoleon den Röhnen im Vatican gefangen nehmen und nach Grenoble, später nach Savona bringen, ohne jedoch seinen Zweck, den Papst einzuschüchtern, zu erreichen.

Mit der schwierigen Aufgabe, den heiligen Vater als Gefangenen abzuführen, war ein französischer General, Namens

Nadet, betraut worden. Er hat die Vorgänge in einem Berichte an das kaiserliche Kriegsministerium ausführlich geschildert, in kürzerer Fassung lernen wir sie aus einem Berichte kennen, den er an einen römischen Künstler geschrieben hat, damit dieser danach ein Bild, zum Gedächtniß des Ereignisses, componire. Ob das Gemälde ausgeführt worden ist, wissen wir nicht, doch wollen wir den Brief wörtlich übertragen, da die Vorgänge jener Nacht im Vatican auch für Nichtkatholiken von Interesse sein dürften.

Der General Nadet an den Maler Benvenuti in Rom.
Im Juli 1809.

„Mein Herr! Ich begreife sehr wohl, daß Sie zur Ausführung meines Auftrages eine umständliche Schilderung der denkwürdigen Nacht vom 5. zum 6. Juli nöthig haben. Aber so lebendig und mit unaussprechlichen Farben alle Momente jenes Ereignisses in meinem Gedächtniß haften, so fürchte ich doch, für die erschütternde Tragödie nicht die erschütternden Worte zu finden. Zudem ich als Soldat meinem Kriegsminister Bericht erstattete, war mir strenge Objectivität möglich; Ihnen, dem Künstler gegenüber verlangen meine Empfindungen ihr Recht, und diesen wird meine Feder nicht folgen können.“

Um zwei Uhr Morgens gab ich meinen Soldaten das Signal, sich gegen den Quirinal in Bewegung zu setzen. Wenige Minuten später waren wir Herren des päpstlichen Palastes, ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben. Denn die Schweizergarde ließ sich — wie ich überzeugt bin, laut ihrer Ordre — ohne Widerstand entwaffnen. Gleichwohl konnte die Besetzung nicht ohne Tumult vor sich gehen. Der Schein der Fackeln, das Krachen der den Beis schlägen weisenden Thore, die Zurufe der Eingedrungenen mußten die Bewohner gewedt und unterrichtet haben. Hier galt kein Zögern, keine Rücksicht; meine Ehre und mein Eid zwangen mich vorwärts.

Mit gezogenem Degen stürmte ich von Gemach zu Gemach. Wieder gab eine Thür den Kolbenstößen meiner Begleiter nach, da wurden die Flügel eines angrenzenden Zimmers plötzlich geöffnet. Dies Gemach ist erleuchtet; hastig trete ich ein. Mein erster Blick fällt auf einen Greis, der, im Bischofsmantelchen und mit der Stola, dem Eingang gerade gegenübersteht. Um ihn scharrt sich eine Gruppe Priester, im Antlitz Unwillen und Entsetzen.
Eine Ahnung durchzuckte, die Bestürzung meines römischen Führers vergewisserte mich: Ich stand vor dem heiligen Vater! Ja, vor meinem Vater, denn ich bin Katholik wie Sie, mein Herr! Mein Vater — mein Gefangener!
Ich entblößte rasch mein Haupt. Alles Blut weicht aus meinem Antlitz und drängt sich zum Herzen. Zum ersten Male zittert meine Hand, während sie den Degen hält.
Endlich finde ich meine Fassung wieder, winke die nachdrängenden Soldaten zurück und gestatte nur meinen Officieren den Eintritt.
Dem kurzen Geräusch folgt um so tiefere Stille.
Dann richte ich das erste Wort an den Gesalbten.
„Heiliger Vater,“ begann ich, „ich habe eine schmerzliche Mission zu erfüllen. Aber ich muß sie erfüllen, denn mich binden mein Eid und meine Pflicht.“

„Was wollen Sie von mir?“ erwiderte Pius mit Würde.
„Warum stören Sie in dieser Stunde die Ruhe eines Greises?“
„Heiliger Vater, ich komme im Namen meiner Regierung, um den Vorschlag derselben zu wiederholen, daß Eure Heiligkeit auf die weltliche Herrschaft officiell Verzicht leisten möge.“
Ich erwartete einen vulcanischen Ausbruch, allein Pius antwortete mit ruhiger Würde: „Sie übernehmen den Auftrag, weil Sie Ihrem Kaiser Treu und Gehorsam geschworen. Und Wir, Wir sollen Unsern Eid brechen? Unsern Eid, die Rechte des heiligen Stuhls zu wahren! Nicht Unser ist das Scepter, sondern der Kirche. Wie können Wir Verzicht leisten, wo Wir nur Verwalter sind? Der Kaiser wird uns zum Tode, nie zum Eidbruch bereit finden.“

Ich eröffnete ihm, daß ich in diesem Fall die Ordre habe, ihn mit mir hinwegzuführen.
„Mein Sohn,“ jagte Pius mit einer Stimme, deren Milde mir das Herz zerriß, „dieser Auftrag wird Ihnen nicht den Segen des Himmels bringen.“
Er wünschte zwei Stunden Frist, um die nöthigen Vorbe-

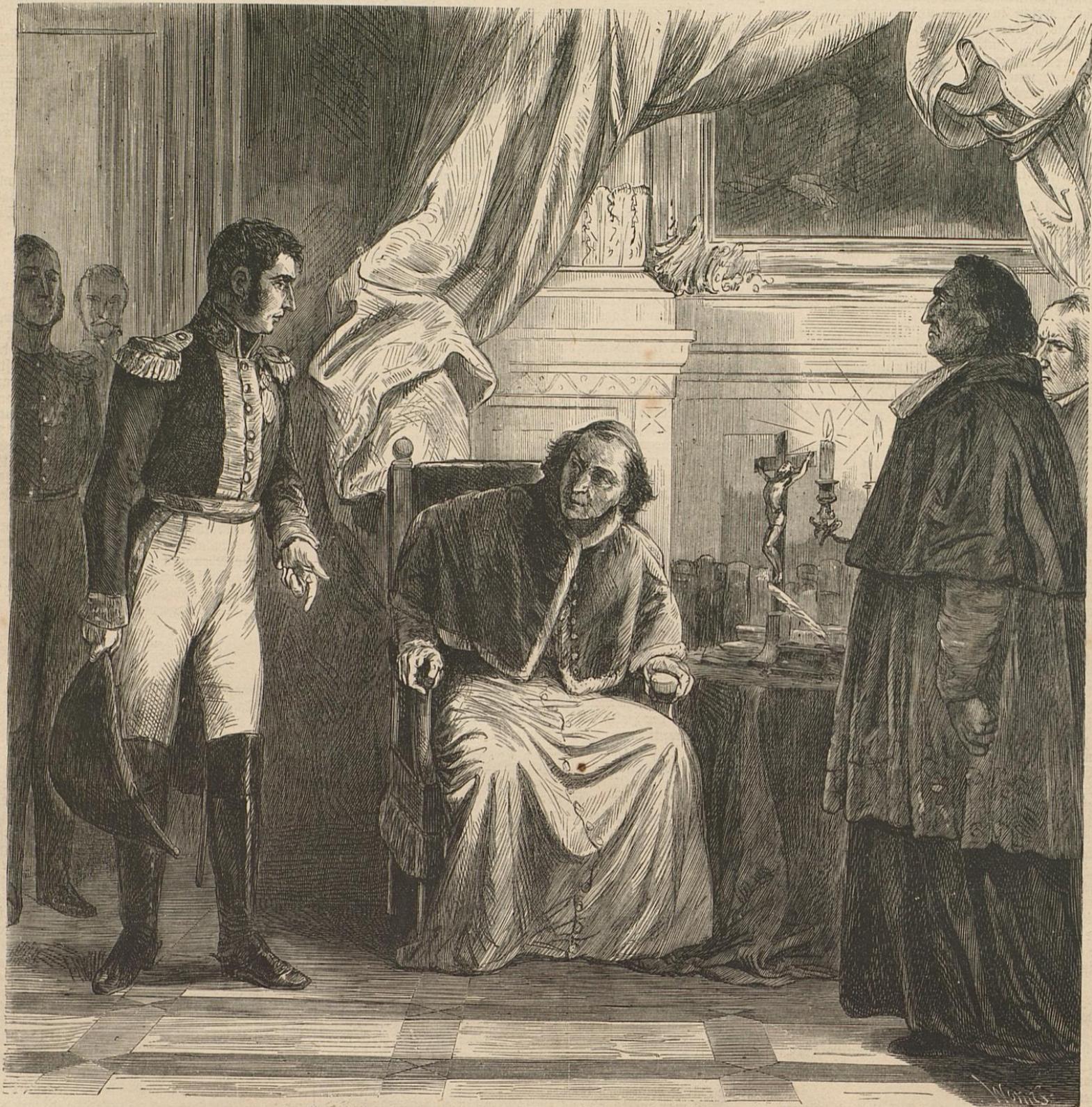
schütternden Vorgänge. Ihre Aufgabe ist keine leichte. Sie haben ja die Berge, den großen Vortrag Ihres Meisters unseres unsterblichen David.“

Im Sommer 1812 wurde Pius nach Fontainebleau gebracht und erst der Sturz Napoleon's gab ihm die Freiheit wieder. Er kehrte am 24. Mai 1814 nach Rom zurück, wo er bis zu seinem Tode (1820) verblieb.

Das Zeichnen mit dem Schmaß.

I.

Schlangenbad, im Juli
Ich habe Dir versprochen, von hier aus zu schreiben. Lieber würde ich Dir einen Brief zeichnen und malen. Den ich zum Beispiel durch unsere offene Salonthür auf die Terrasse



Eine Schreckensnacht im Vatican. Zeichnung von D. Wisniewski.

reitungen zu treffen. Ich mußte auf unverzüglicher Abreise bestehen. Hierauf erhob er sich, um in sein Schlafzimmer zu gehen, aber, schwach und leidend wie er war, schwankte er nur mühsam hin. Da hielt ich mich nicht länger und sprang hinzu und gab ihm bis zur Schwelle das Geleit. Und da sich seine Hand hierbei in der meinigen fand, küßte ich diese verehrte, heilige Hand...
Auch hat ich ihn, einem Vertrauten seine Aufträge, seine Papiere und Pretiosen zu übermitteln, während ich mich zurückziehen wollte. „Mein Sohn,“ versetzte er, „ich habe keine irdischen Wünsche mehr.“ Nichts nahm er, als vom Betstuhl sein Breviarium und ein Kreuz.
Zudem er wiederum auf meinen Arm sich stützte, gingen wir hinab. Der Cardinal Pana, den ich laut meiner Ordre gleichzeitig mit dem heiligen Vater verhaften mußte, folgte uns.
Im Thorweg angekommen, hielten wir kurze Rast. Auf dem Platz vor uns standen die kaiserlichen Truppen in eherner Ruhe. Rom lag still, im Rosenlicht des Morgens.
Eine Thranen rollte langsam über die Wange des heiligen Vaters, dann hob er die geweihten Hände und segnete die Stadt und uns...
Bald darauf fuhren wir durch die porta pia.
Dies, mein Herr, ist der treue Bericht jener schmerzlich er-

stolpern. Manch Epigramm mußten sie von uns hören, man sie Sternschnuppe slog von unserem Siebengefüß hinüber zu den Trabanten. Die Jungen, die unsere Efel trieben, bildeten sich in unserer Komödie und hätten, man sah es ihnen an, die genten rheinischen Gesichtern an, gern auch unsere Claque gebildet, wären sie nicht so gut disciplinirt wie ihre Efel.
Zeichnen möchte ich Dir unsere joyeuse entrée in Rom und die schöne St. Michaelscapelle als Hintergrund, in die ich später gingen. Welch ein Reichthum flach erhabener Muster den dortigen Kirchenbänken ist, ganz geschaffen zu Strammstückeri für Teppiche und Portieren, wirst Du sehen, wenn Dir mein Album vorlege.
Soll ich Dir noch die alten Kastanienstämme zeichnen, die der Bergwiese hinter dem Gasthaus, wo wir auf den Plaids lagert den Kaffee tranken, und die Burg darüber mit ihrem Thurm, auf dessen verwickelten und engen Treppchen wir weiter kamen, obschon es keine geharnischte Ritter und keine nosine mehr gibt! Und wie schön der Heimgang war im Wald- und Weinbergstrand, das läßt sich nicht singen noch was da der Blick genießt, immer ins Rheingau hinab gerichtet auf den herrlichen Strom, goldblinkend im Abendhimmel, in fassend zahllose Smaragdinseln; und als wir ins Thal abbiegen

den
Bäumen
ter den
Schatten
schöne
in bunten
Tracht, fr
hier, bald
von Sonne
lichtern
glänzt, die
einander
webt. Die
den Weg
ach! könnt
Dir den
zeichnen, sel
durch
herrlichen
Wald für
an
Tief, tief
man hin
bis er
Hintergru
ganz dur
wird. U
die Kühle
die uns
doet zu
Die me
grauen
Stämme
in
ihren
schwarz
nen Me
schuhen
den Me
zipfeln,
im
aus den
gabeln
abreichen
den
sich den
men
Waldb
tern zu
die
len, die
Boden be
an
sen. Auf
den
Waldme
er
machen
ob
unser
gleiter
ter
merk
Nicht sel
mi
soll's
Wilde
den
Staffag
in
Sieben
an
Wärd
zwei
che
Herren
freilich
der
zwei
unglück
alle
sitz
den
bucklig
auf
gezogen
Sp
auf Beloc
tag
den,
die Fische
im Weg
rin
schleifen
sü
sie
den
nich
steh
das
mit
ein
Dah
mit
Beid
Tamm
und
von
keine
ohne
men
mein

mussten, wie oft schauten wir zurück! Nicht galt es Euch, Ihr tapferen Cavaliere, die Ihr Euch auch ungern trenntet von der Stelle, die da Naudenthal heißt. Wie ist doch das starke Geschlecht so schwach; sie können sich keiner schönen Gegend erinnern, ohne im Stillen wenigstens auch des kühlen Weins, wo möglich mit Bor- und Zuname und Geburtsjahr, zu gedenken, der ihnen dort den Naturgenuss erhöht, ja allein ermöglicht hat. Und sie behaupten dabei noch, das sei auch geistiger Genuss. Ich weiß es nicht; aber Fräulein M. machte mich darauf aufmerksam, daß bei uns Landpartien mit dem ersten Glas auch ein neuer — wie sie behauptet — liebenswürdigerer Geist über die Herren komme.

Das zeichnet sich freilich nicht, und Du, liebe Lina, bist vielleicht zufrieden, daß ich mit Zeichen aufhöre. — Du täuschst Dich! mein ganzer Brief ist dieser schönen Kunst gewidmet.

Ich will Dich noch einen Blick in unseren Salon werfen lassen. Es ist die Zeit, da man das Gouté einnimmt; unsere Bekannten kommen und gehen, wenige alte, viele neue. Wie vortheilhaft sind doch solche Bekanntschaften, da Jeder sich von der lebenswürdigsten Seite zeigt, und man den Klatsch, der ihn in seiner Heimath umgibt, nicht hört, und da man Anderer sich erfreut, denen der Ruf der Schönheit und Liebenswürdigkeit, des Verstandes oder der Extravaganz schon vorausging.

Die wenn auch nicht schöne, aber grazios gewachsene Fürstin M., geistreich und tonangebend, wo sie auch erscheint, war herüber gekommen von Johannisberg, ihre schöne Freundin, die reizende, liebliche Gräfin P., die mit ihrer Mutter hier weilt, zu besuchen. Wie freute es mich, diese beiden Glanzsterne der Pariser Gesellschaft, diese Feen in jedem Salon, zu sehen, Theil zu haben an ihrem freundlichen, sprudelnden Gespräch. Die eine durch ihre Lieblichkeit und weibliche Grazie, die andere durch Geist, durch originelle Einfälle und Unternehmungen viel besprochen — und doch, wie natürlich, wie ganz von selbst ergab sich jede Haltung, jedes Wort der Gefeierten, so daß Alles gesiel, nicht auffiel.

Freilich, sollt' ich sagen, wer von allen Damen, die ich dort kennen lernte, den glücklichsten, ja einen beseligenden Eindruck auf mich übte, auf deren Schmel mir jeder Wunsch befriedigt, jedes Sehnen beruhigt sein würde, so müßt' ich eine deutsche Frau edelsten Namens nennen, die aus der fernsten Gegend des Vaterlandes, wo ihre Vorfahren schon mit dem deutschen Orden deutsches Wesen und deutsche Sitten verbreitet und in gleichem Sinn in Männern und Frauen fort und fort gewirkt hatten, gekommen war, ihre lebende Tochter hier zu pflegen. Und wie wohl thaten meinem Herzen, gegenüber dem Gewirre widersprechender Aeußerungen, die Mittheilungen beider Damen über eine königliche Frau, die ich von Kindheit auf zu verehren und zu lieben gewohnt bin.

Auch militärischer Glanz fehlte nicht unserem immer ansprechenden, immer wechselnden Kreise, denn der General v. B. war von Wildbad zur Nachtur hierher gekommen, zwar nicht im Schmuck der Orden glänzend, sondern in schlichter civiler Hülle. Kannst Du Dir den strammen Militär, ganz Dienst, ganz Ordromanz, in Civil denken?

„Wie heißt Du,“ frug er mich, als er sich dicht neben mich setzte. „So und So.“ „Ach, dann kenn' ich Dir,“ und er wußte auch einiges Gute und einiges Ranglistencorrectes von Einem und dem Anderen unseres Namens zu sagen; auch frug er mich, woher ich käme und wohin ich ginge, und ob ich ihm wohl meine Photographie gäbe. „Wer gewes' und nennmes,“ erwiderte ich im Frankfurter Dialect und wurde so rasch einig mit dem tapfern General. Von Dir aber, Liebe, verbitte ich mir alle Neckerei, als habe er mich für einen Backfisch angesehen und deshalb gebuzt. Papa B. hat der schönen Gräfin P. und meiner guten Gräfin W. in nicht minder väterlicher Weise sein Wohlgefallen an ihren Augen ausgesprochen und in mir den Wunsch erregt, in ihrem Alter einst gleich schmeichelhafte Worte zu vernehmen.

In unseren Kreis kam auch ein junger Mann, der nach heftiger Krankheit, die er sich bei einem Brande zugezogen, sich hier zusehends erholte und allmählig aufstauete. Wenn er auch an allem Gebildeten Antheil nahm, so äußerte er sich doch nur wenig, und nie über den Tisch hinweg, sondern nur gegen seinen Nachbar — am liebsten, wenn auf landwirthschaftliche und technische Dinge die Sprache kam, denen er dann immer, wenn ich so sagen darf, eine höhere Seite abzugewinnen verstand. Du weißt, das geschieht in „guter Gesellschaft“ nur so à fleur, und Niemand schämt sich darin der größten Unwissenheit, ja manche Pute fürchtet den Dufst ihrer Unschuld einzubüßen, wenn sie eine Buche von einer Birke unterscheidet, oder den Utrairt der Naivetät zu verlieren, wenn sie nicht mehr Pflug und Egge verwechselt. Ich gestehe, daß ich das Stückwerk meines geringen Wissens bei Gelegenheit zu ergänzen suche, und da das besser aus der Nähe, als mit Beziehung eines großen Auditoriums gelingt, so gerathe ich dabei in größter Gesellschaft leicht in ein tête-à-tête, das mir schon gar manchmal verwiesen worden ist.

So war es mir denn auch oft schon ein rechter Genuss, mich mit Herrn von Korn zu unterhalten, und wir kamen gestern in ein Gespräch über das Zeichnen, zu dem das, was ich Dir bis dahin schrieb, nur die Einleitung ist. Er hatte mich einige Mal mit meinem Zeichenbuch gesehen und lobte nun, daß man dem Zeichnen auch in der Erziehung des weiblichen Geschlechts jetzt immer mehr Sorgfalt widme. „Ich meine damit,“ sagte er, „nicht jene Aufmerksamkeit, mit welcher der Zeichenlehrer schon von unserer Kindheit an seinen Namenstag der lieben Eltern, seinen Geburtstag von Onkel und Tante vorüber gehen läßt, ohne daß der Bögling durch einige Augen, Nasen, Köpfe, Blumen und Landschaften das Familienbild verherrlicht. Nein, ich meine das strenge, nicht dilettirende Zeichnen, durch das der Ver-

nende wirklich erst sehen lernt, sich an Genauigkeit gewöhnt und ein Verständniß der Formen erlangt, ohne welche jede weitere Uebung nur geistlose Handarbeit bleibt.

Es ist nicht nur der erzielten Fertigkeit und der zu Stande gebrachten Zeichnung willen, daß das Zeichnen gelehrt werden soll — nein, es ist eine Klärung und Schärfung der Begriffe, die

über die vorzugsweise sogenannten weiblichen Arbeiten? Geht hier nicht jedes Erzeugniß aus einer ursprünglichen Zeichnung hervor, einer Zeichnung freilich, die auch selbst zu entwerfen die meisten unserer Damen sich nicht befähigt halten. Nur wenn wir zeichnen können und die Absicht haben, das, was wir sehen, durch eine Zeichnung für uns oder Andere zu fixiren, nur dann sehen wir die Gegenstände, seien es Hauben oder Sophakissen, die unserer Aufmerksamkeit werth scheinen, mit prüfendem Auge an, nur dann zerlegen wir sie, gelangen zu ihrem Verständniß und prägen uns ihre Gesamt- und Detail-Form, ihre Ausschmückung und Farbenzusammenstellung bestimmt genug ein, um im Stande zu sein, sie wieder zu reproduciren.“

„Ich habe manchmal,“ fuhr Korn eifrig fort, „talentvollen, aufgeweckten jungen Mädchen mit Bedauern zugehört, wie sie ein oft recht geschmackloses und für den Zweck ganz unpassendes Stickmuster mit gewissenhafter Geduld abzählten und nachstickten, wie sie, um eine passende Weihnachtsarbeit verlegen, nach Mustern jammerten für ihre oft ganz guten Gedanken, ja, keine Idee zu fassen wagten, nur weil ihnen dazu doch die Vorlage fehlen würde. Mit einiger Zeichenfertigkeit, vor Allem aber mit dem Muth und Willen, ihr Zeichentalent nicht nur auf die Copie von Kupferstichen, sondern hier auch einmal auf ihr eigenes praktisches Bedürfniß anzuwenden, würden sie ohne Zweifel bald eine feine und schöne Gabe zur eigenen und des Beglückten Lust zu Stande gebracht haben.“

„So?“ sagte ich, „bitte, bedauern Sie auch mich? Was Sie da sagen, ist ganz mein Fall, und beschämt will ich Ihnen denselben vortragen. Ich schuldete einem jungen Vetter, der auf unserer vorjährigen Schweizerreise mehrere Tage uns begleitete, ein Andenken, das ich gern in Bezug zu einem kleinen Abenteuer gebracht hätte. Er wollte mir nämlich — es war bei Interlaken — einige blaue Enzianen holen, die von der Wiege zu uns herüber leuchteten, und war beim Ueberspringen eines Grabens so sehr ins Wasser gerathen, daß er mir zwar die reizenden Blumen stiegreich brachte, seine Kleidung aber in einen Zustand versetzt fand, der ihn nöthigte zurück zu bleiben. Zur Erinnerung hieran hätte ich ihm gern eine Briefftasche gestickt, mit Enzianen über schimmenden Seelilienblättern, und — nun kommt meine Beschämung — obschon sich jene Blumen getrocknet aufs beste in meinem Album erhalten hatten, und auch einige rumbliche Blätter, die den größeren der Seelilien glichen, sich vorfinden, so suchte und schrieb ich doch nach allen Seiten nach einem Stickmuster mit Enzianen und Seelilien, natürlich vergeblich, und sticte — Sie werden mich verachten — endlich die unvermeidlichen Rosen und Bergjähmeinnicht auf die Briefftasche. Nun, er war trotzdem zufrieden!“

„Es fehlte Ihnen nur der Muth, den Stift zur Hand zu nehmen und selbst zu zeichnen, was Sie brauchten,“ behauptete Korn lächelnd. „Der Muth aber ist die Folge eines früheren Gelingens und zugleich die Bürgschaft eines künftigen. Lehrer oder Rathgeber haben die Pflicht, dem Schüler nur solche Aufgaben zu stellen, die ihm gelingen, doch muß die Aufgabe die ganze Fähigkeit des Schülers in Anspruch nehmen, nie aber übersteigen. Das ist nirgend mehr wahr, als beim Zeichenunterricht, da —“

„Da aber,“ unterbrach ich ihn, „meine Fähigkeiten zu schwach sind, um von der philosophischen Höhe des allgemeinen Grundgesetzes herab den praktischen Fall zu entscheiden, ob die Dachlinien der kleinen Mühle, vor der Sie mich gestern verzweiflungsvoll sitzen sahen, in meiner Zeichnung fallen oder steigen müssen, so bitte ich, sagen Sie mir: müssen sie steigen oder fallen?“

Er lächelte, und ich fuhr fort: „Ihnen ist es leicht, mich zu bedauern, zu verachten, auszulachen! Sie sind Mathematiker, wie mein Zeichenlehrer auch war. Bei denen versteht sich Alles von selbst; wenn sie a gesagt haben, so ist das ganze Alphabet nur eine Folge davon. Ja — so sing er immer seine Instructionen an, wenn er den Augenpunkt, die Gesichtslinien und Sehstrahlen, die Verschwindungslinien, wie sie die Bildfläche durchschneiden und durchstächen, deutlich machen wollte, um mich einzuführen in den Tempel der Perspective. Ach, mir wurde mein armer Kopf selbst ganz zerschneiden und zerstoßen und kam mir vor wie ein Knäuel, durch den die Stricknadeln kreuz und quer gesteckt sind. Ich fürchtete mich vor all den Stichen, vor dem Zeichenmagister, vor mir selbst und klatschte in die Hände, als die Ferien kamen, und es klar war, daß ich eben kein Talent hatte.“

Aber — doch möcht' ich jetzt von Ihnen wissen: gehen die Dachlinien meiner alten Mühle zu Berg oder zu Thal?“

Korn hatte mein Arbeitskästchen fixirt und, statt zu antworten, fragte er:

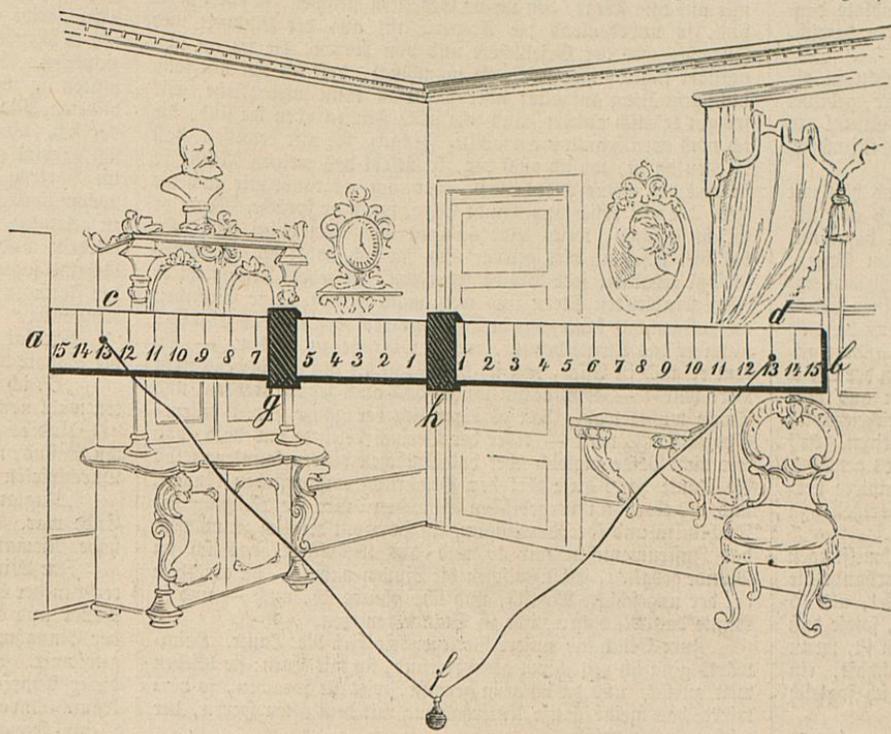
„Gräßliches Fräulein, darf ich mir hier aus dem Kästchen einige Utensilien und Werkzeuge nehmen? Ich sehe, Sie haben da Alles, was ich brauche, um Sie Ihre Frage selbst beantwort-

ten zu lassen.“

„Ach,“ seufzte ich, „connu! Socratiche Methode, bei der sich Alles von selbst versteht — besonders die Dummheit des Schülers! Nehmen Sie, was Sie wollen,“ stöhnte ich resignirt.

Er nahm ein Lineal, mit dem ich mir neulich ein Netz gemacht hatte, nahm mein Meterrollchen, etwas Cordonnetschleife, ein Korallenknöpfchen, eine Visitenkarte, eine Scheere. Ein Bleistiftstümpfchen hatte Mama behalten, doch hatte er selbst einen Bleistift bei sich.

Mit der Scheere bohrte er trotz meines Einspruches, jedoch auch ohne Schaden, zwei feine Löcher in das Lineal; jedes zwei Centimeter weit vom Ende. Das Lineal war gerade 30 Centimeter lang, und in ebenso viele Theile er war nun mit geraden



Das Zeichnen mit dem Schmaß. Fig. I.

erreicht wird und nicht nur auf körperliche Gegenstände zur Anwendung kommt, sondern auch bei der Vorstellung rein geistiger Dinge ordnen und abschließen lehrt.

So verschieden der Beruf des Mannes ist, als Richter, als Kaufmann, als Militair oder als Techniker, der Beruf der Frau ist in allen Lebenssphären immer derselbe: das Haus, die Familie, der gesellige Verkehr. Wenn der Mann in vielen Stellungen des Zeichnens entbehren kann, für die Obliegenheiten der Frau ist diese Kunst durchaus von größtem Werthe, ja, ich greife der Zeit nur wenig vor, wenn ich sage unentbehrlich. Ist die Eintheilung und Möblirung einer Wohnung, die in den meisten Fällen, und namentlich wenn die Frau eine tüchtige ist, ihr obliegt, nicht viel leichter und sicherer auf Grund von Messen und Zeichnen auszuführen, als durch Probiren, ob dies oder jenes



Das Zeichnen mit dem Schmaß. Fig. II.

Möbel da oder dorthin paßt, ob die Bilder sich eintheilen, ob die Vorhänge ausreichen? Oder will man lieber, selbst in Unklarheit und Unsicherheit verharrend, sich den Anordnungen eines Tapezierers oder Möbelfournisseurs unterwerfen?

Auch die Ausschmückung von Speisen, von Torten und sonstigem Gebäck bietet der Hausfrau und den Töchtern, die ihr zur Hand gehen, hundertfache Gelegenheit, ihren Geschmack, ihre Sinnigkeit zu zeigen, einen Geschmack, der nur durch das Zeichnen gebildet werden, einen Sinn, der nur dadurch zum Ausdruck kommen kann und nur durch die Fertigkeit darin befähigt wird, auch fremde gefällige Gedanken in sich aufzunehmen, festzuhalten und weiter zu benutzen.

Bedarf es endlich noch eines Wortes über die Kleidung und

Bleistiftstrichen ein, wobei er die Mitte stärker bezeichnete. Durch die Löcher zog er den 70 Centimeter langen Seidenfaden, den er in der Mitte und 3 Centimeter von jedem Ende mit einem feinen Knoten versehen hatte. Nur bis zu beiden letzteren steckte er den Faden durch das Loch und klebte dann eine Briefmarke darauf, die den Faden nun festhielt — Sehr verschwenderisch! da ein gummirtes Papierblättchen, oder eine Gelatinoblade denselben Dienst geleistet hätte. An der durch den Knoten bezeichneten Mitte schleifte er das Knöpfchen fest ein.

Wenn man das Instrumentchen an dem Knöpfchen in die Höhe hielt, so stellte es ein gleichschenkeliges Dreieck dar, gebildet aus den je 32 Centimeter langen Fäden und dem Filicelineal als Grundlinie, zwischen den Fixpunkten der Fäden 26 Centimeter, im Ganzen aber, wie gesagt, 30 Centimeter lang.

Nimmt man nun das Knöpfchen in den Mund und hält mit der linken Hand das Lineal wagrecht so weit von sich ab, als die beiden angespannten Fäden es zulassen, und blickt dann mit einem Auge über die Schärfe des Lineals nach einem Gegenstande, so wird man dessen scheinbare Breite in Centimetern angeben und ebenso den Abstand zweier Linien, z. B. einer Haus-ecke von einem Baum, messen können, wenn man zuerst die eine anvisirt, bei unverrückt festgehaltenem Lineal auch die andere anvisirt und sich die Centimeterzahlen rechts und links von der Mitte merkt. Man kann dann, selbst ohne das Knöpfchen aus dem Munde zu lassen, das Lineal unmittelbar auf sein Zeichenpapier legen und die gefundenen Abstände durch Punkte markiren. Auf diese Art kann man, wenn man die Mitte seines Bildes gewählt, rechts und links alle namhaften Punkte auf dem Papiere verzeichnen und sicher sein, die Gegenstände richtig vertheilt zu haben und mit dem Papiere auszukommen.

Es ist dabei vorausgesetzt, daß man, wie die Abmessungen des Instrumentchens mit sich bringen, und wie es überhaupt die Regel ist, seinem Bilde keinen größeren Gesichtswinkel, als 45 Grad oder den achten Theil des Umlaufes geben will, sowie daß das Papier etwa 30 Centimeter lang ist. Was zu thun ist, wenn man mit demselben Gegenstände, etwa einer Landschaft, ein kleineres oder größeres Blatt ausfüllen will, werde ich sogleich Dir sagen.

Da es aber nicht leicht ist, das Auge auf einen fernen Gegenstand zu richten und zugleich auch die Maßeintheilung des Lineals zu erkennen, so brachte Korn auf demselben noch zwei Schieber an, wozu er die Visitenkarte benutzte; er schnitt nämlich zwei Streifen von je einem Centimeter Breite ab, legte sie um das Lineal und ließ sie mit einigen Nadelstichen von mir heften, so daß sie leicht hin- und herzuschieben waren, ohne doch von selbst zu rutschen. Diese Schieber bewegt man dann beim Visiren mit den Fingern der linken Hand dahin, wo sie mit einer Kante genau vor dem einen oder dem andern anvisirten Gegenstand stehen, und trägt den so gefundenen Abstand unmittelbar auf das Papier über, ohne daß man nöthig hat, sich die Centimeterzahlen zu merken.

Ebenso, wie man in der hier beschriebenen Weise die Breitenverhältnisse seines Bildes aufgetragen hat, mißt und markirt man auch die Höhen, indem man, das Lineal senkrecht haltend, von einem zuerst gewählten Punkte, z. B. einer Thürschwelle, oder von einem bereits festgelegten Punkte ausgeht.

Das Instrumentchen — das man Schmaß nennen mag — ist nicht nur anzuwenden auf Landschaften oder auf Interieurs, sondern auch auf Figuren, Statuen, auf große Muster von Tapeten und dergl., und zur ersten Anlage von Portraittöpfen und Brustbildern.

Ist das Papier nicht so lang, als das Schmaß, oder will man die Zeichnung größer oder kleiner machen, als sie durch das unmittelbare Auftragen mit dem Schmaße würde, so ist dazu nur nöthig, daß man einen Papierstreifen von der beabsichtigten Länge der Zeichnung in 30 gleiche Theile eintheilt und immer so viele dieser Theile für die Breiten oder Höhenabstände auf das Zeichenblatt überträgt, als die anvisirten Centimeterzahlen auf dem Schmaße vorschreiben. Alles, was ich hier gesagt, wirst Du leicht verstehen, wenn Du die hier beigelegte Skizze Figur 1 betrachtest.

Ich habe auf dieselbe das Schmaß a b gelegt; es ist 30 Centimeter lang, 2 Centimeter breit, 1/2 Centimeter dick, von der Mitte aus nach beiden Enden hin mit kräftigen Strichen in je 15 Centimeter getheilt und mit Zahlen bezeichnet, wobei die Mitte besonders stark hervorgehoben ist. Zwei Centimeter von den Enden sind in der Mitte der Breite bei c und d kleine Löcher gebohrt, und in der bereits beschriebenen Weise die beiden Fäden enden befestigt. In der Mitte f bis von f bis c und von f bis d 32 Centimeter langen Fadens ist ein Knöpfchen oder eine Perle unverrückbar festgeklopft. Die aus einer Karte gemachten Schieber sind hier auf die Salondecke und auf die Ecke eines Schrankes eingestellt.

Sehr bald erlangt man die Übung, das Schmaß wagrecht oder senkrecht zu halten und die Schieber fortzubewegen; man kommt rasch dahin, daß man nur weniger Hauptmaße bedarf und dann das Andere nach freiem Augenmaße zwischen die richtigen Hauptpunkte zeichnet, sowie daß man ferner auch, um die Neigung der Linien zu finden, nicht jedesmal Längen- und Höhenmaße zu nehmen braucht, sondern das Schmaß, immer mit angespannten Fäden, nicht wagrecht, sondern so schräg hält, daß man darüber hin die fragliche Linie, z. B. die Dachlinien einer Mühle, anvisirt. Man sieht dann das Maßlineal nur scharf an, prägt sich seine Neigung ein und ahmt sie auf der Zeichnung nach.

Es kann natürlich nicht die Absicht sein, seine ganze „künftlerische Laufbahn“ mit einem solchen Zaun im Munde zu durchlaufen — gewiß nicht! Aber durch das Schmaß selbst erlernt man das richtige Sehen, d. h. Längen und Höhen, Fallen und Steigen beizurufen, festhalten und auf das Papier übertragen.

Ich lege dir auch eine Skizze bei, welche Korn zeichnete, während ich mich mit dem Schmaße bemühte, unsern Salon aufzunehmen. Er gab sie mir erst, nachdem ich sie durch meine Photographie eingelöst hatte. Ein solcher Badeaufenthalt kostet Photographien! und trägt so viele andere ein, die man oft nur aus Höflichkeit verlangt — diesmal aber gab und empfing ich gern!

Und nun das Mühlschen — das Mühlschen ist noch nicht fertig geworden. Wer weiß, ob's wird! Höre!

Gestern — wie war der Nachmittag so schön, so sonnig und so schattig, wo ich mit Korn jaß am Waldrand! Man sieht das Mühlschen unten im Wiesenthal liegen, es flimmert das Wasser, es klappert das Rad, der Hahn schlägt mit den Flügeln, blauer Rauch steigt aus dem Kamin. Die junge Müllerin tritt heraus, setzt sich mit einer Arbeit auf die Bank neben der Thür; bald kommt auch ihr Mann und setzt sich zu ihr. Die glücklichen Leute

— daß sie belauscht sind, wissen sie nicht. Die Tante saß mit ihrem alten Freund unsern von uns auf der Bank, sie erneuerten alte Erinnerungen ganz vergnügt, während Korn sich bemühte, mir die Handhabung des Schmaßes zu zeigen. Er ist wirklich gar gut — sowohl, wenn er spricht, als wenn er zuhört — und Alles hört er gern, man sieht es ihm an; er ist immer dicht neben mir auf dem Bette, den meine Gedanken nehmen, so kindisch sie sind, so unbedeutend die Scenerie ist, aus der Kindheit und Jugend, aus der Gesellschaft und von Reisen, die ich an ihm vorüber führe. Ich erschreckte manchmal, daß ich ihn mit solch nichtigem Zeug aufhalte; aber wenn ich dann wieder sehe, wie fromm er mich anhört, und wie seine Fragen eben die sind, die ich noch gern beantworten wollte, Fragen, die mir beweisen, daß er eben da ist, wo ich auch bin, so belebt das meinen Muth, so steigert das meine Plauderlust; aber, ach, es raubt mir auch die Zeit, die viel besser angewandt wäre, wenn er spräche. Denn er spricht so schön, wenn keine anderen Menschen dabei sind. Er hat viel gesehen, viel gelernt und hat sich dabei ein so naives Gefühl erhalten; jede Blume freut ihn, in jedem Kelch sieht er einen strahlenden Stern und weiß seine Gestalt, seine Eigenheit auszuliegen und kann ganz in Eifer kommen, wenn er das zeigt und wenn er das Kleine bemerkt, um das Große zu deuten. — So kam er auch in Eifer, daß ich der Dachlinie des Mühlschens nicht Herr würde — denn daran mußte doch auch gedacht werden, und Tante wußte wohl, daß es eigentlich der ganze Zweck unseres Spaziergangs war. — Aber der Versuch beschränkte uns bald, daß wir nicht Beide zugleich über das Stäbchen visiren konnten; selbst die Tante hätte diese Art der Belehrung mißverstehen können, und als Korn im vergeblichen Bemühen, mir die Neigung der Dachlinien und ihre Vereinigung im Horizont deutlich zu machen, das Instrumentchen mir ab und das Knöpfchen, das ich im Munde gehalten, selbst zwischen die Lippen nahm — da erröthete er, der ungeschickte Mensch, und ich, glaube ich, auch — und so konnte das Mühlschen nicht zu Stande kommen.

Zum Glück für unsere Verlegenheit rief die Tante. Heimwärts ging ich mit ihrem alten Freund, sie mit Korn; sie blieben weit zurück, und da ich gern gewußt, was sie sprachen, so verwirrte das meine ganze Unterhaltung mit dem alten Herrn, der mich erstaunt ansah.

Und nun sehe ich hier, Dir die gestrige Begebenheit zu schreiben, und meine immer, es sei noch viel zu sagen — da kommt die Tante und spricht, sie habe mir eine sehr ernste Mittheilung zu machen, und dabei nimmt ihr gutes Gesicht einen so frohen und schalkhaften Ausdruck an, daß ich ganz irre werde.

Ach, das ist zu viel für heut!

Deine M.

Schluß. Es liegt nicht in der Mangelhaftigkeit der oben geschilderten Zeichenmethode, wenn das landschaftliche Bild der kleinen Mühle hier nicht zu Stande kam; das Schmaß ist vollkommen geeignet, die Abmessung, Neigung und Vereinigung der Linien zu bestimmen. Wenn sich aber eine Neigung der Herzen mit einmüßigt, so hat das gemeinsame Visiren über das Stäbchen oder gar der abwechselnde Gebrauch der Perle seine Gefahren — welche hier statt der Linien zwei Herzen vereinigt hat.

[2563]

A. v. C.

Jacob Ludwig Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Fortsetzung.)

Die Anwendung des Goethe'schen Verspruches brachte unser Gespräch ungezwungen auf den großen Dichter, der damals vor etwa einem halben Jahre gestorben war, und mit dem Mendelssohn, wie mir durch Zelter bekannt geworden, noch in persönlichem Verkehr gestanden hatte.

Er sprach nun fast eine Stunde über seinen Aufenthalt bei Goethe und auch von dessen Freundschaft mit Zelter, der dem Heroen von Weimar nach wenig Wochen (Mai 1832) ins Jenseits nachgefolgt war. Er äußerte sich voll Begeisterung über den Dichter, und sein Auge flammte. Ich fragte, ob er vielleicht aus Goethe's eigenem Munde etwas über Beziehungen zwischen ihm und Haydn oder Mozart vernommen. Mendelssohn verneinte, und auch er fand es freilich merkwürdig, daß der größte lyrische Dichter in gar keinem Verkehr mit den großen Tonkünstlern seiner Zeit gestanden. Die berühmte Entrevue mit Beethoven in Karlsbad nannte er einen „puren Zufall“, der so gut wie gar keine Folgen gehabt. Mendelssohn sprach es offen aus, daß Goethe wenig musikalisch gewesen, daß es aber um so wunderbarer sei, wie er trotzdem die Lieder der Mignon, des Harfners, Gretchen's und Clärchen's schaffen konnte, das Schönste doch ohne Zweifel, was die Lyrik aller Zeiten und Völker hervorgebracht.

Nach diesem fesselnden Gespräch griff ich nach meinem Hut, um mich zu empfehlen, aber er hielt mich noch zurück und sagte mit seinem einnehmenden Lächeln: „Nun aber, bloß um zu plaudern sind Sie doch nicht zu einem Musiker gekommen! Kennen Sie Sebastian Bach's wohltemperirtes Clavier?“

Ich erwiderte, daß mir Klein Einiges daraus vorgespielt, daß ich das Werk aber nicht besäße. Da nahm er den betreffenden Notenband vom Regal, schlug das wundervolle Präludium in B-moll 3/4 Tact auf und fragte, ob dies vielleicht unter dem mir Vorgespielten sich befunden habe. Ich verneinte, und Mendelssohn setzte sich ans Clavier. Ich folgte ihm mit den Noten dahin und wollte sie ihm aufs Pult legen; aber er meinte, ich solle sie nur am Tisch behalten und nachlesen. Ich wußte noch nicht, daß er Alles, was er von Bach überhaupt kannte — und das war sehr viel — auch auswendig wußte. Hatte er doch in einer der letzten Clavierproben der Passionsmusik im großen Saale der Singakademie das ganze kolossale Werk, ohne ein Notenblatt vor sich zu haben, accompagnirt, und ein anderes Mal, gelegentlich einer der Zelter'schen Freitags-Matineen, wo ausschließlich Sebastian Bach geübt wurde, die Bratschenpartie einer Motette, die Zelter nicht gleich finden konnte, vor leerem Pult aus dem Gedächtniß gespielt.

Nach dem Präludium trug er auch noch die sich anschließende, zugehörige Fuge und mehrere's Andere aus dem Clavécin bien temperé vor. Das altmodische Clavierchen besaß zwar jene Tonfarbe, die Bach's eigenes Spinett befehen haben mochte, aber es war nicht rein gestimmt. Mendelssohn meinte, das wäre bei den Instrumenten, welche Musiker von Fach zu ihrem Handgebrauch hätten, fast immer der Fall.

„Die Schuster haben ja meist schadhafte Stiefel, und den

Schneidern fehlt immer ein Knopf am Rock,“ lachte er, gab dann den Band von Bach und forderte mich auf, bald wieder kommen und etwas Neucomponirtes mitzubringen.

Eines Vormittags fand ich ihn nicht in seinem Arbeitszimmer, wurde von einem Diener nach einem größeren Salon zur Wohnung seiner Mutter geführt, geführt und traf dort mir bereits bekannten und befreundeten Otto Nicolai, der ein Manuscript einer Clavierfonate à 4 mains mitgebracht um es Mendelssohn's Urtheile vorzulegen und es mit ihm zu spielen. So fand ich denn Beide vor dem Flügel sitzend mitten im zweiten Theil des Finalsatzes, der ein freies Bildete. Nicolai hatte die Discant-, Mendelssohn die Basspartie vor sich. Vielleicht durch mein Hinzutreten confus gemacht, sah sich Nicolai an einer figurenreichen Stelle der Fuge einen Vortrag zu Schulden kommen lassen und bat deshalb nochmaliges Beginnen von der letzten Fermate an. Um zu gelangen, mußten etwa vier oder sechs Blätter zurückgeschickt werden, und Nicolai wollte das eben thun, als Mendelssohn lächelnd sagte: „Ach, wozu denn das? Fangen Sie nur an der Fermate, Sie können's ja doch auswendig, da Sie's componirt.“

Nicolai erwiderte: „Ich weiß es vielleicht, aber für die Sonate doch neu!“

„O, ich hab's ja eben erst gespielt und werde die paar Takte wohl noch wissen. Fangen Sie nur an!“ Und es ging los von der Fermate, und er wußte den ersten Passus, wohl ein paar hundert Tacte, nach dem einmaligen Durchspielen in der That auswendig, ohne jede Irrung.

„Unglaublich! unerhört!“ rief Nicolai, als das Stück Ende war. „Es ist nur ein Glück, daß ich T. zum Ziele habe, Niemand würde es sonst für Wahrheit halten.“

Im Winter (1832/33) veranstaltete Mendelssohn drei Concerte in der Singakademie, in welchen er als Componist, Clavierspieler und Dirigent vor das Publikum trat. Der Ueberblick der Einnahme dieser unvergeßlichen Abende war milden Gedächtniß. Ich erinnere mich aus dem Programm des ersten dieser Concerte genau noch dreier Stücke: der Sommertraum-Duettüre und des G-moll-Concertes, sowie der C-dur-Sonate von Beethoven. Eigentlich hörte ich den Clavierspieler hier zum ersten Mal ernsthaft Clavier spielen, bei meinen Besuchen in seiner Wohnung pflegte er auf dem Becken doch meist nur anzudeuten. Nun merkte ich denn: er ist ein ganz eminenter Pianist und hatte damals im Vortrage seiner Claviercompositionen schwerlich einen ebenbürtigen in Europa. In der Ausführung der Sommertraum-Duettüre, die ich in diesem Concert zum ersten Mal hörte, eignete sich ein kleiner Unglücksfall, bei dem sich Mendelssohn's Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit glänzend bekundete.

Während er nämlich die Sonate von Beethoven spielte, hatten die Bläser des Orchesters ihre Instrumente im Cäcilienaal (in dem großen Saal der Singakademie) niedergelegt. Es war ein strenger Wintertag, und in dem leeren Raum mußte ein bedeutend höherer Kältegrad herrschen, als in dem starkbesetzten Concertlocal. Als Mendelssohn die Sonate beendet, gab er einer ganz kurzen Pause, da es schon spät geworden, das Zeit zum Beginn der Duettüre, welche den Schluß des Programms bildete. Die Musiker eilten nach ihren Flöten, Clarinetten, Oboen u. s. w. und nach wenigen Sekunden erscholl die erste Fugate: E-Gis, die in sich rein klang, obwohl tiefer, als das dem Capon des Flügels, auf dem Mendelssohn eben die Sonate gespielt getragen hatte. Die zweite Fermate auf H-Dis-Fis stimmte schon weniger rein, und die dritte (A-moll-Dreiklang) war völlig vollkommene Kakophonie. Die bei diesem Accorde hinzutretenden Instrumente waren im Nebenaal wahrscheinlich noch kälter geworden und dadurch noch tiefer gestimmt, als die beiden ersten menschlicher. Ich war neugierig, ob Mendelssohn mit diesen schrumpften Truppen das Allegro in Angriff nehmen würde. Er that dahin keine Miene vorzogen. Jetzt aber legte er lächelnd den Tactstock fort und sagte laut und mit gutem Humor: „Sammeln Sie sich noch einmal von vorn an!“ Nach einer mäßigen Pause, welche die Bläser benutzten, um ihre Instrumente zu säubern, sah Mendelssohn wieder zu erwärmen, resp. zu erhöhen, begann dann von Neuem, und das geniale Werk wurde nun ganz glücklich ausgeführt.

Des andern Tags besuchte ich ihn, und er empfing mich lachend mit den Worten: „Das ließ sich gestern wie eine Wahl zum Winternachtsraum an! Wie nur alte gewöhnliche Musiker so unvorsichtig sein können!“ fuhr er fort. Er wies mich freundlich, mir die Partitur der Duettüre, sein Manuscript, als eine kleine Zeit zu leihen, und erzählte mir bei der Gelegenheit, daß ein Londoner Orchester ihn vor kurzem in einer Probe überrascht habe, die Duettüre ohne Noten, vor leeren Pulten zu spielen, was ihm, gerade weil es in England geschehen, größte Freude gemacht zu haben schien. „Freilich waren es ja Musiker fast lauter Deutsche,“ fügte er hinzu. Von seiner Aufnahme in England sprach er gern, mit Genugthuung und begnügter Dankbarkeit, pflegte aber mit drohlicher Betrübniß hinzusetzen: „Leider sind die Leute da ein Wischen sehr unmusikalisch geworden und unbegreiflich ist die Gebuld und der Ernst, womit sie den bis fünfstündigen Concerte, in denen gute Musik gemacht werden anzuhören den Muth haben.“

Wenn ich nicht sehr irre, fiel in diese Zeit die Wahl zum Director der Singakademie, an des verstorbenen Zelter Stelle. Auch Mendelssohn hatte sich gemeldet, die anderen Candidaten waren der nun auch längst dahingegangene Ringenstedter und Gress, derzeitiger Director. Wir jungen Volontaire der Singakademie, wie Otto Nicolai, der Schreiber dieser Erinnerungen und einige andere Musiker von Fach, durften neuen wir keine Beiträge zahlen, natürlich nicht mitwählen, sondern aber Alle fest überzeugt, daß kein Anderer, als deren Mendelssohn-Bartholdy gewählt werden würde, müßte er hatte ja für das Institut die Bach'sche Passionsmusik entdeckt und zur trefflichsten Aufführung gebracht, was ja ihr schwerlich je gelungen wäre (sonst hätte er es wohl nicht beschließen lassen); und was Mendelssohn's sonstige musikalische Fertigkeiten und seine schöpferische Kraft anlangte, so fiel es dem mit dem genialen jungen Meister messen zu wollen. Gress und die drei Candidaten auf die Wahl kommen sollten; er war eben, wie er zeigt, daß er in der Minorität bleiben werde.

Mendelssohn erhielt nahe an hundert Stimmen, aber Ringenstedter siegte und wurde Director der Singakademie. Zelter hatte er Zelter so manches Jahr hindurch treu zur Seite gestellt

als Accompanist und Vice-dirigent, und es mag den Vor-
 ständen und älteren Mitgliedern des Institutes hart erschienen
 sein, den wackern Mann zu übergeben, eventuell, ihn unter den
 jüngeren Mendelssohn rangierend, in seiner alten sub-
 stanzvolleren Stellung zu belassen. Wir Volontaire und die jüngeren
 Mitglieder der Akademie vermochten indes nicht, diese Rücksichts-
 losen, doch aber unfürsorglichen und kleinstädtischen Erwägun-
 gen zu theilen, und Manche von uns eilten nach der Wahl zu
 Mendelssohn, um ihrem Unwillen Ausdruck zu geben. Offenbar
 ward das Argument der Majorität, man habe Rungen-
 hagen wählen müssen, weil Mendelssohn zu jung sei, um einem
 Verein als Director vorzustehen, der so viele Damen zu Mit-
 gliedern zähle. Ein paar Jahre früher war er ja doch noch jün-
 ger, und trotzdem fand man ihn nicht zu jung, um den jungen
 Damen in so und so viel Proben die Passionsmusik einzuläuten
 und dann auch die Aufführung des Wertes zu dirigieren.

Ich glaube, Mendelssohn würde auf das mit dem Amte ver-
 bundene Einkommen zu Gunsten Rungenhagen's verzichtet haben,
 wenn man ihn gewähnt hätte.

Zeigt man in Erwägung, daß sowohl damals, als später,
 überhaupt irgend ein Musiker Deutschlands, ja Europas sich für
 die Directorstelle der Singakademie besser qualifizierte, als Men-
 delssohn, so muß man es noch heute beklagen, daß sie ihm nicht
 zu Theil wurde. Er nahm das Minoritätsvotum anscheinend
 mit heiterer Resignation hin, aber verließ bald darauf Berlin
 und wandte sich nach Düsseldorf, wo er sein erstes, epochemachendes
 Oratorium, den Paulus, componirte. Jetzt fühlte man in Berlin
 recht tief und einschneidend, wenn man sich hatte entgehen
 lassen. Doch nicht die Singakademie war es, welche die Berliner
 mit dem Paulus bekannt machte, sondern ein anderer Gesang-
 verein veranstaltete in der Garnisonkirche die erste Aufführung
 des meisterlichen Werkes, das dem noch jugendlichen Lieddichter
 schnell einen Weltruf bereite und die Direction der Leipziger
 Gewandhausconcerte wohl vorzugsweise bestimmte, Mendelssohn
 die künstlerische Leitung derselben anzutragen. Er nahm die
 Stellung an, und die Gewandhausconcerte kamen dadurch zu noch
 größerer Berühmtheit, als sie sich vor ihm schon zu erfreuen ge-
 habt. Ihn schien dieser neue Wirkungskreis sehr zu befriedigen
 und glücklich zu machen, und nachdem er eine schöne und huld-
 volle Gattin heimgeführt, bildete seine dortige Häuslichkeit den
 Mittelpunkt für alle künstlerisch strebenden Geister der alten
 Meinen- und Musikstadt. Als ich ihn da besuchte, fand ich ihn
 sehr verklärt; eben hatte ihn die Geburt des ersten Kindes, eines
 Sohnes, auf einen Höhepunkt irdischen Glücks getragen, und der
 Paulus hatte die größte Sensation in Leipzig erregt.

(Schluß folgt.)

Die Frauen in Amerika.

Von Otto Glagau.

(Schluß.)

II.

Seit John Stuart Mill und besonders seit Aufhebung der
 Sklaverei in den Vereinigten Staaten, seitdem man dort auch
 dem Neger das Stimmrecht gegeben, ist dieses in den amerikani-
 schen „Frauenconventionen“ nur eine ganz selbstverständliche
 Forderung, die, wie man sicher glaubt, schon in nächster Zeit be-
 willigt werden muß. Und die amerikanische Presse wagt diesem
 Maßen kaum noch zu widersprechen, vielmehr haben sich schon
 mehrere von den bedeutendsten politischen Zeitungen dafür er-
 klärt. Wie aber voranzuziehen war, sind die Amerikanerinnen,
 indem sie ihre „politischen Rechte“ reclamirten, bei dem bloßen
 Stimmrecht nicht stehen geblieben; die „Frauenconventionen“
 erlangen jetzt einmüthig und kurz und bündig: völlige
 Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne in
 Familie und Gemeinde, Staat und Gesellschaft. Sie
 verlangen also nicht nur das active, sondern auch das passive
 Wahlrecht, das heißt: sie wollen mit den Männern im Congress,
 im Repräsentantenhaus wie im Senate sitzen; sie verlangen ihre
 Zulassung zu allen Gemeinde- und Staatsämtern, d. h. sie wollen
 als Richter, Advocaten und öffentliche Ankläger fungieren, und
 im nöthigenfalls auch einen Ministerstuhl oder gar den Präsidenten-
 stuhl einnehmen. Und zur Geltendmachung ihrer politischen Ge-
 meinschaftsrechte haben sie sich eine eigene bereits ganz ansehnliche Jour-
 nal-Literatur geschaffen, von der wir zum Schlusse Näheres be-
 richten werden.

Betrachten wir einstweilen die thatsächlichen Errungenschaf-
 ten, welche die Frauen der Vereinigten Staaten in Folge ihrer
 Agitation aufzuweisen haben, so ist in gedrängten Zügen folgen-
 des zu verzeichnen:

Fast an allen Universitäten und Colleges, Akademien und
 Seminaren, an Grammatischen Schulen, fast an allen theologischen
 Seminaren, Rechts- und medicinischen Schulen der Union finden
 gegenwärtig schon weibliche Hörer und immatriculirte Stu-
 dentinnen. Alljährlich unterziehen sich viele dieser jungen Da-
 men der vorgeschriebenen Prüfungen, bestehen solche mit Aus-
 zeichnung und erwerben Doctorhüte und andere akademische
 Grade. An zahlreichen Gemeinden verschiedener Secten fungiren
 Frauen als Prediger und Sprecher, und in New-York und an
 andern großen Städten haben sich weibliche Aerzte und Operateure
 niedergelassen, die, wie es in der Natur der Sache liegt,
 besonders von Damen consultirt werden und theilweise sich einer
 ausgedehnten Praxis und eines ansehnlichen Einkommens er-
 freuen. Ebenso findet man an zahlreichen Orten schon weibliche
 Post- und Telegraphenbeamte, und sie versehen in der Regel
 ihren Dienst musterhaft; desgleichen haben sich viele Damen den
 Künsten und den künstlerischen Gewerben gewidmet, z. B. auch
 dem Holzschnitt und dem Kupferstich, und nicht Wenige leisten
 in ihrem Fache ausgezeichnetes, werden von den Buchhändlern
 gesucht und gut honorirt. Mit Einem Worte, es existirt in Nord-
 amerika schon eine große Anzahl von Frauen und Mädchen, die
 vermöge ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten eine selbständige,
 allgemein geachtete Stellung erworben haben und ein behagliches
 Einkommen genießen.

Ferner sind die Amerikanerinnen nicht dabei stehen geblie-
 ben, die ursprünglich nur zur Ausbildung der männlichen Ju-
 gend bestimmten Lehranstalten und Kunstanstalten zu besuchen,
 sondern sie haben sich auch bereits eigene Akademien für Kunst
 und Wissenschaft gegründet und damit auch nach dieser Seite hin

„emancipirt“. Unter Anderen besteht in New-York schon lange
 ein „Medical College“ für Frauen, wo ausschließlich weib-
 liche Aerzte gebildet werden, und seit zwei Jahren hat sich dort
 selbst auch eine „Ladies' Art Association“ aufgethan, welche
 den Künstlerinnen, angehenden und ausgebildeten, gewidmet ist
 und sich gewissermaßen aus vier Abtheilungen zusammensetzt.
 Die erste Abtheilung vereinigt diejenigen Damen, die in der
 Kunst bereits eine solche Stufe erreicht haben, daß sie fähig sind,
 sie als Profession zu betreiben; in der zweiten Abtheilung befin-
 den sich junge Damen, die sich erst der Kunst widmen wollen und
 „junior members“ genannt werden; in der dritten Solche,
 deren Interesse an der Kunst und Verständnis derselben den
 Verkehr mit ihnen angenehm und nützlich für die übrigen Mit-
 glieder macht; die vierte Abtheilung endlich enthält die Ehren-
 mitglieder, d. h. Solche, deren Kunstschöpfungen der Gesellschaft
 zur Ehre gereichen. Obwohl dieses Programm der „Ladies' Art
 Association“ etwas allgemein und unbestimmt klingt, so hat sie
 doch schon dazu gedient, mehreren ihrer Mitglieder einen ehren-
 vollen Namen zu erwerben. Ein Fabrikant von Tapeten gab
 voriges Jahr einen Preis von 100 Dollars für den besten Ent-
 wurf, den er aus 13 von Mitgliedern der „Ladies' Art Associa-
 tion“ eingereichten Proben auswählte. Zur weiteren Be-
 förderung ihrer Zwecke hat ferner die Gesellschaft ganz kürzlich
 ein „Studio“ errichtet, das „Die Neue Zeit“, eine seit Michaelis
 in New-York erscheinende deutsch-amerikanische Frauenzeitung,
 auf die wir noch zurückkommen, mit folgenden Worten em-
 pfehlte:

„Das Studio wird einem alten tiefgefühlten Bedürfnis ab-
 helfen. Zwanzig Damen werden darin Platz finden und hier
 Gelegenheit haben, in täglichem Verkehr mit Künstlerinnen und
 Kunstgängern ihre Kräfte zu erproben, mit verhältnißmäßig sehr
 geringen Kosten. Unsere Künstler von Rang und Bedeutung
 nehmen reges Interesse an dem jungen Verein und stehen ihm
 mit Rath und That zur Seite; und die Hunderte von jungen
 Damen, die seit Jahren aus dem Lande nach New-York kom-
 men, um sich höhere künstlerische Ausbildung zu verschaffen, und
 über die Schwierigkeiten, die die Größe der Stadt und der hohe
 Preis von Privatstudios ihnen in den Weg legte, oft wieder ent-
 mutigt zurückkehren mußten, werden dort Alles finden, was sie
 bedürfen, um ihren Fleiß und ihr Talent nutzbringend zu ver-
 werthen. Sobald der Verein an Mitgliedern und Mitteln stark
 genug ist, sollen Classen eingerichtet, Modelle erworben, Samm-
 lungen von Kunstwerken angelegt und öffentliche Empfangstage
 und Ausstellungen veranstaltet werden.“

Noch eifriger und zahlreicher beteiligen sich die amerikani-
 schen Frauen an der Literatur und besonders an der Journalistik.
 Es fehlt nicht an Romanistinnen, Lyrikerinnen und drama-
 tischen Dichterinnen; wogegen die Zahl der weiblichen Journa-
 listen eine weit größere, als z. B. in Deutschland und England
 ist. Die New-Yorker literarischen und belletristischen Magazine
 und Wochenblätter haben fast alle unter ihren Mitarbeitern auch
 eine Reihe von Damen, und darunter manche recht geistvolle,
 namentlich die ausgezeichnete Recensentin Kate Field, welche
 hauptsächlich in der italienischen Literatur eine Gelehrte ist und
 darin als Autorität gilt, indem sie z. B. den Dante fast auswen-
 dig weiß, und die Feuilletonistin Jennie Jane, welche sehr lesens-
 werthe Artikel über Kunst und Leben schreibt.

New-Yorker Damen haben im vorigen Jahre unter dem
 Namen „Sorosis“ einen literarischen Club begründet, von dem
 Männer principiell ausgeschlossen sind, wie denn wieder noch
 ganz kürzlich die Vorsteherin das Aufnahmegeruch eines Gentle-
 man mit den witzigen Worten zurückwies: sie bedauere es, aber
 sie könne Nichts dafür, daß der Candidat das Unglück habe,
 ein Mann geboren zu sein. Von diesem Club berichtet das „New-
 Yorker Belletristische Journal“, daß er gegründet sei, um Damen
 „von literarischem und Kunstgeschmack“ einander näher zu brin-
 gen, um sie in regelmäßigen Zusammenkünften ihre Ideen aus-
 tauschen zu lassen, und kritisiert ihn dann folgendermaßen:

Die Gründerinnen sagen sehr naiv, sie wünschten eine Art
 von Freimaurerei unter Frauen ähnlicher Gesinnung und Be-
 schäftigung herzustellen und die „Barriere“ fortzunehmen, welche
 Gewohnheit und Etikette dem freundschaftlichen Umgang in den
 Weg setzen. Die Mitglieder kommen ein Mal im Monat bei
 Delmonico zum Frühstück zusammen, welches gemeinschaftlich be-
 zahlt wird. Das Wichtigste aber ist, daß die Eintrittsgebühren
 nicht weniger betragen, als 200 Dollars. So sehr manche Leute
 geneigt sind, über den Club schlechte und billige Witze zu machen,
 so ist in der Idee an sich doch gar nichts Nürrisches oder Dum-
 mes, sondern es kann vielleicht manches Gute daraus entstehen,
 und jedenfalls hat eine monatliche Zusammenkunft von Damen,
 bei welcher man Sachen von Interesse bespricht, ebensoviel Be-
 rechtigung, wie ein Kaffeeklatsch, bei welchem man die wichtigen
 Kapitel von Dienstmädchen und den Kleidern anderer Damen
 abhandelt. Es wäre Wahnsinn, allen den tollen Ideen das
 Wort reden zu wollen, welche manche der „vorgeschrittenen“
 Damen haben, aber sich darüber lustig machen zu wollen, daß
 Damen ebenjotig eine Vereinigung unter sich suchen, wie die
 Herren, ist geradezu kindisch. Wenn die Damen aber, außer Li-
 teratur und Kunst zu pflegen, sich nebenbei auch ein wenig mit
 Fragen der weiblichen Erziehung und der socialen Zustände un-
 ter dem weiblichen Geschlecht in New-York beschäftigen wollten,
 so würde dies nicht so übel sein. Unter den Mitgliedern des
 Clubs sind durchaus nicht lauter häßliche alte Weiber, sondern
 auch sehr hübsche junge Damen ohne Brillen oder Kneifer auf
 der Nase.“

Das „New-Yorker Belletristische Journal“, welches sich als
 ein deutsches Blatt den Frauen gegenüber schon etwas mehr her-
 ausnehmen darf, als die in englischer Sprache erscheinenden
 Zeitschriften, benutzt jedoch die Gelegenheit, um gegen gewisse
 Gewohnheiten der New-Yorker Damen einen kleinen Ausfall zu
 machen, und da dieser auf das Nir, welches die „vorgeschrittenen“
 Frauen der Neuen Welt vorzustehen lieben, überhaupt ein
 charakteristisches Licht wirft, mag auch noch die betreffende Stelle
 hier folgen:

Die Mode, Kneifer auf der Nase zu tragen, greift unter
 den Damen New-Yorks immer mehr um sich, und man begreift
 nicht, woher sie mit einem Mal Alle so schlechte Augen bekommen
 haben. Es sieht freilich allerliebste aus, eine junge Dame, schlank,
 hübsch, mit feinen Zügen, einen Kneifer tragen zu sehen. Sie
 kann bei weitem besser mit den Augen kokettiren; sie hat den An-
 strich, als hätte sie durch eifriges Studiren ihre Augen verdorben,
 während sie vielleicht nur zu viel in den Spiegel gesehen
 hat; sie bekommt eine Art von aristokratischer Steifheit und
 Würde, denn sie muß dafür sorgen, daß ihr das Glas nicht von
 der Nase fällt, und das hat bei manchen Nasen seine Schwierig-

keit. Mitunter sieht man zwei Schwestern mit Kneifern, welche
 beide gleich scharfe Gläser haben, und man ist erstaunt, daß nicht
 allein in einer Familie zwei kurzichtige Schwestern sind, sondern
 daß zufällig Beide auch gleich schlechte Augen haben. Warum
 soll man aber den schönen Mädchen verwehren, sich die Augen zu
 verderben, wenn die „Königin Mode“ es doch einmal so will?
 Verderben sie sich doch durch das enge Schnüren die Lungen,
 und das ist bei weitem gefährlicher und unheilvoller. „In den
 Augen liegt das Herz“, und man kann nichts Schlimmes darin
 finden, daß die Damen ihr Herz unter Glas setzen wollen.“

Aber der Emancipationstrieb der Amerikanerinnen ist ein zu
 reger und unbändiger, als daß sie sich mit einem literarischen
 Club begnügen sollten. Gegenwärtig befassen die Frauen der
 Union mit allen socialen und politischen Fragen sich nicht weni-
 ger, als ihre Gatten und Brüder, Väter und Söhne, und die Be-
 theiligung der Damen am öffentlichen Leben überhaupt steht hinter
 dem Treiben der Herren schon in keinerlei Weise mehr zurück.
 Die Frauen der Vereinigten Staaten haben bereits in allen
 größeren Städten ihre eigenen socialistischen und politischen
 Vereine, ihre Frauen-Emancipations- und Socialreform-Clubs,
 und es gibt kein Thema, vor dessen Behandlung dort Frauen zu-
 rückschrecken. So besagen die Statuten des von Damen und
 Herren gemeinschaftlich begründeten Socialreform-Clubs zu New-
 York, wo Frauen im Vorstand und im Executiv-Comité sitzen,
 ausdrücklich, „daß keinerlei Beschränkung in Bezug auf irgend
 eine Ansicht oder Theorie innerhalb des Clubs geübt werden darf,
 sich sein und frei discutirt werden sollen.“ Alljährlich finden an
 verschiedenen Orten große „Frauenrechtsversammlungen“ statt,
 wo sämtliche Frauenvereine durch Abgeordnete vertreten sind,
 und die Chorführerinnen sich regelmäßig hören lassen. Etliche
 dieser weiblichen Matadore, deren Namen haben ganz Nordamerika
 berühmt sind, bereisen von Zeit zu Zeit das ganze ungeheure
 Gebiet der Vereinigten Staaten von Nord nach Süd und von Ost
 nach West, und überall, wo sie hinkommen, rufen sie die Frauen
 zusammen und fordern sie auf, das Joch der Männer abzuschüt-
 teln und sich schleunigst zu „emancipiren“. Als ein Proböchen sol-
 cher oft sehr fulminanten Reden mag hier die folgen, welche Miß
 Susan B. Anthony vor nicht zu langer Zeit in New-Orleans hielt:

„Die Männer sind Diebe. Woher haben sie das Geld? Ge-
 stohlen haben sie's den armen Arbeitern, die sie für sich schwitzen
 lassen. Wir sollten uns nicht geniren und ihnen Alles nehmen, was
 wir bekommen können. Will eine Frau des Abends den Club
 besuchen, so brummt der Mann und spricht wohl gar, es schade
 sich nicht, Abends noch auszugehen. Wenn er aber mit seinen
 Kumpanen trinkt, schlechte Witze reißt und wer weiß was noch
 treibt, soll die Frau ruhig sein und den Mund nicht aufstun.
 Dies Gebot wird nun allerdings nicht befolgt; es wäre auch
 schlimm, wenn es befolgt würde, wir wären dann ja weiter Nichts,
 als türkische Sclavinnen. „Dein Platz ist bei den Kindern,“ das
 sind gewöhnlich die Worte, mit denen ein Mann der Frau klar
 machen will, daß sie verpflichtet ist, das Haus zu hüten. Schön,
 aber wenn der Platz der Frau bei den Kindern ist, so ist es doch
 der des Mannes auch. Gehören die Kinder dem Vater nicht so
 gut, wie der Mutter? Hat die Mutter mit den Kindern nicht ge-
 nug Plage, soll sie die Sclavin ihrer Kinder sein? Kann der Mann
 nicht eben so gut einmal des Abends zu Hause sitzen, das „Baby“
 wiegen und für dessen Bedürfnisse sorgen, wie die Mutter, die es
 mit Schmerzen geboren hat und die manchmal in einer Woche
 mehr Qual auszustehen hat, als der Mann zeitlebens?! Diese
 Zustände müssen aufhören, und die Bildung der Districtvereine
 ist der erste Schritt dazu. Hier mögen sich all die Weiber einfin-
 den, die mühselig und beladen sind, und darüber berathen, wie
 die Männer zu fassen sind. Doch zunächst müssen wir Geld
 haben. Geld ist zu allen Dingen notwendig, aber am allerun-
 terbehrlichsten ist es, wenn man einen Krieg führen will. Wir
 müssen es bekommen, auf die eine oder die andere Weise. Mit dem
 bloßen Taschengeld ist es nicht gethan, das wirft zu wenig ab.
 List und Schmeichelei sind die Waffen, die der Frau von
 der Natur verliehen sind, und deren muß sie sich auch bedienen.
 Der Mann ist ein der Schmeichelei ungemein zugängliches Thier;
 schmeichelt ihm, verwirrt ihn, bestecht ihn durch eure Liebkö-
 nungen, thut ihm Alles zu Gefallen, braucht alle Kniffe, die euch
 eure Schlantheit und euer Witz eingeben, und verschafft euch
 Geld; zuerst Geld, Geld!“

Wenn die Streiterinnen für Frauen-Emancipation in dieser
 Art öffentliche Reden halten, wird man sich vorstellen können, daß
 sie in ihren Organen nicht zurückhaltender auftreten. In eng-
 lischer Sprache erscheinen bereits vier Journale in den Vereinigten
 Staaten, welche ausschließlich der Emancipirung des weiblichen
 Geschlechts, den Interessen der Frauenwelt dienen. Davon sind
 die bedeutendsten: „The Revolution“, welches in New-York her-
 auskommt und der eben erwähnten Miß B. Anthony gehört, so-
 wie der in Chicago erscheinende, von den Damen Mary A. Liver-
 more und Mary Walker redigirte „The Agitator“. Am weitest-
 en in seinen socialistischen Forderungen geht ein drittes, gleich-
 falls in Chicago herauskommendes Blatt, „The Chicagoan“,
 indem es die communisticen Ansichten des bekannten russischen
 Agitators Bakunin vertritt und einfach die Ehe abschaffen will.
 Neben diesen englischen Frauenzeitungen erscheint seit Kurzem
 in New-York auch eine deutsche, die schon genannte „Neue Zeit“,
 welche ein Redactionscomité von Damen und Herren herausgibt.
 Auch sie stellt sich, gleich ihren Collegen in englischer Sprache,
 „auf den Rechtsboden des allgemeinen Menschenrechts und all-
 gemeinen Stimmrechts“ und fordert daher ebenfalls die völlige
 Gleichberechtigung des „weiblichen Menschen“ mit dem männ-
 lichen. Und sie fordert diese Gleichberechtigung, wie ein weitan-
 gelegter Artikel: „Die Frauenfrage“ ausführlich, nicht nur deshalb,
 „weil der weibliche Mensch ein mit menschlicher Vernunft begabtes
 Wesen ist“, sondern weil sie, wie sie prophezeit, „nur ein neues
 Mittel zu höchstem Fortschritt auf dem Gebiete des staatlichen
 und moralischen Lebens der Culturvölker der neuen Zeitperiode
 werden wird“. Die „Neue Zeit“ schickt sich an, die Gerechtigkeit
 und Nothwendigkeit der völligen Emancipation des weiblichen
 Geschlechts in historischer, juristischer und physiologischer Hinsicht
 nachzuweisen, und diese Beweisführung wird ihr nach dem be-
 kannten Vorgange von John Stuart Mill in seiner Schrift
 „The Subjection of Women“ nicht schwer fallen, insofern die-
 selbe ja bereits so ziemlich Alles enthält, was für und gegen die
 Sache gesagt werden kann.

Wir unsererseits haben uns hier darauf beschränkt, nur That-
 sächliches zu berichten; wir wollten unsern geehrten Leserinnen
 nur ein möglichst anschauliches Bild der Zustände und Vorgänge
 in der amerikanischen Frauenwelt geben.

Hajeeb, das Wunder des Orients.

Der Sydenhamer Krystallpalast birgt seit einiger Zeit eine neue Merkwürdigkeit: am südlichen Ende des Prachtbaues, wo man an die verheerenden Wirkungen des Brandes vom 30. Decbr. 1868 durch die zahlreichen Trümmer leider noch sehr erinnert wird, ist in einem besonderen Raume eine Maschine aufgestellt, welche Schach spielt. Dieselbe ist von einem Herrn Hooper construirt und wird allgemein „Hajeeb, das Wunder des Orients“ genannt, denn der Automat hat, wie unsere Abbildung zeigt, Charakter und Maske eines Orientalen. Das mittelgroße hölzerne Schachbrett befindet sich auf einer hölzernen Säule über einem Kasten, auf dem die gekreuzten Beine des Orientalen ruhen. Die Schachfiguren sind sämmtlich gleich hoch und so geformt, daß sie der Automat bequem fassen kann. Hajeeb kann den rechten Arm, den Kopf, sowie den oberen Körper vor- und zurückbewegen und hält in der linken Hand den Schlauch einer Pfeife. Er zieht seine Steine, indem er die zu ziehende Figur mit dem beweglichen Daumen, Zeige- und Mittelfinger ergreift und sie auf das betreffende Feld setzt, wobei er den Kopf neigt. Will er einen Stein schlagen, so ergreift er zuerst denselben, setzt ihn neben das Brett und stellt dann seine eigene Figur auf den Platz, wo die weggenommene feindliche gestanden hat; bietet er „Schach“, so nickt er bei dem betreffenden Zuge mit dem Kopfe; setzt er mat, so zeigt er mit dem Finger auf den matgesetzten König; gibt er die Partie auf, so legt er seinen König neben das Brett. Macht ein Spieler einen unmöglichen Zug, so stellt er den gezogenen Stein zurück; wiederholt jener scherzweise solche falsche Züge, so wirft er die Figuren um. Er spielt meist sehr rasch und ziemlich gut; spielt sein Gegner zu langsam, so schüttelt er mit dem Kopfe.



Hajeeb, das Wunder des Orients.

Die Maschine steht ganz frei in der Mitte des Saales und hat nur einen Ausseher, der einige Fuß von ihr entfernt steht. Vor jeder Partie zieht er mit einem Schlüssel das Uhrwerk auf und öffnet vier Thüren, um das Innere zu zeigen, in dem man eine Menge Räder und Schnüre erblickt. Die Thüren befinden sich vorn und hinten am Kasten und auf Brust und Rücken des Türken.

Während der Vorstellungen, die gegen ein mäßiges Eintrittsgeld, Nachmittags von 2 bis 8 Uhr, wie schon bemerkt, im Krystallpalast stattfinden — die Maschine war zuerst im Polytechnicum aufgestellt — führt der Automat auf Verlangen der Besucher mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Bewegung des Springers über alle 64 Felder aus, wobei der Ausseher jedes bereits berührte Feld mit einer Marke belegt. Der Zuschauer mag den Springer auf irgend ein beliebiges Feld setzen, die dämonische Hand macht in weniger, als zwei Minuten den vollständigen Köpfsprung! Außerdem ist Hajeeb mit jedem Besucher auf dessen Wunsch zu einer Partie bereit, doch zeigt er hierbei einen durchaus nicht chevaleresken Charakter: als Sieger verweigert er Revanche, als Besiegter verlangt er keine — er spielt eben mit Jedem nur eine Partie.

Auf die Frage nach dem Geheimniß dieses Kunstwerks kann augenblicklich noch keine exacte Antwort gegeben werden. Daß hier nicht allein eine Maschine, sondern auch eine denkende Kraft arbeitet, wird ein Jeder, der das Schach nur einigermaßen kennt, wohl wissen — es beweist dies ja schon der Umstand, daß der Automat in schwierigen Positionen länger, als sonst auf einen Zug warten läßt. Die nächstliegende Hypothese wäre, eine elektrische Verbindung anzunehmen, doch dieselbe wird durch den Umstand hinfällig, daß dann unserem Gegner unsere Züge auch auf elektrischem Wege übermitteln werden müßten, was nach dem eben beschriebenen Verfahren kaum möglich ist. Eine magnetische Vermittelung wäre allzu schwierig, es bleibt also nur noch die Erklärung, die der englische „Punch“ gab: sobald die Thüren geschlossen werden, in dem Momente, wo die Partie beginnen soll, steigt ein Knabe oder Zwerg nach Deffnung einer Fallthür in den Kasten, resp. den Automaten. Doch mag dem Geheimniß ein noch so triviales Verfahren zu Grunde liegen, das Werk bleibt trotzdem bewundernswürdig; der Mechanismus ist so kunstvoll, die Bewegung des Armes so schön, daß — „Alles schon dagewesen“ wird hier zwar nicht Alibi, aber wohl manche Leserin und mancher Leser des Bazar sagen, eingedenk des Berichtes, den derselbe vor wenigen Monaten über die Schachmaschine des Barons von Kempelen gab. Der damalige Herr Berichterstatter hat richtig das Entstehen, Leben und Wirken jener Maschine erzählt, doch irrt er sich, wenn er zum Schluß sie „irgendwo bestaubt in einem Londoner oder Pariser Maritänecabinet“ friedlich fortvegetieren läßt. Ihr Lebensende war thatenreich und tragisch: im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wanderte sie, gleich vielen anderen Europamäulen, nach Amerika aus, kam nach langen Irrfahrten ins Museum von Philadelphia und verbrannte dajelbst mit diesem am 5. Juli 1854.

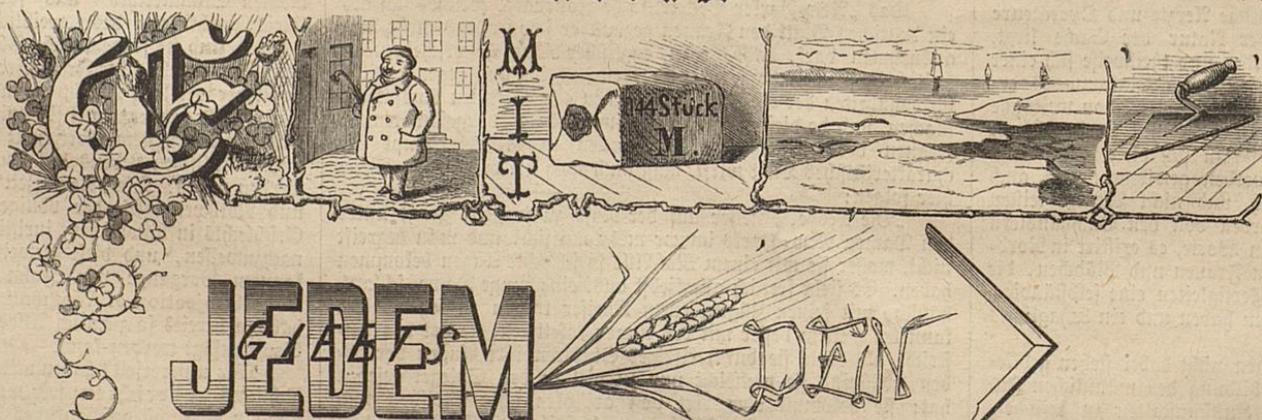
[2577]

G. P. Buckertort.

Wirthschaftsplaundereien.

Zur Fortsetzung des Internationalen Kochbuchs, das wir im vorigen Jahrgang mit so vielem Beifall und mit der Unterstützung unserer Abonnentinnen begonnen haben, veröffentlichen wir heute die Recepte einiger böhmischen Nationalgerichte. Wir danken sie der Güte der Frau A. Bl. in Bosnien. Die nächste belletrische Nummer bringt die Fortsetzung der obigen und, wenn der Raum es gestattet, eine Plauderei über Wiener Klische, welche durch freundliche Vermittelung einer Berliner Dame aus der schönen Kaiserstadt uns zu Theil geworden.

Ravani. Man bringt in einer Kasserolle 1/2 Dca = 1 1/2 Pfund frische Butter aus Feuer, läßt sie schmelzen, schäumt sie gut und fügt langsam unter stetem Rühren 1 Dca = 2 1/2 Pfund Weizenmehl hinzu, welches man 1 1/2 bis 2 Stunden unter fortwährendem Rühren bei mäßigem Feuer kochen läßt. Hierauf fügt man das Gelbe von 5 Eiern und das Weiße von 15 Eiern hinzu und rührt die Masse noch eine halbe Stunde auf dem Feuer. Nun gießt man sie in ein flaches Geschloß, gewöhnlich eine runde Pfanne von verzinnem Kupfer, und schiebt sie in einen Brat- oder Backofen, bis die Oberfläche hellbraun und recht croquante geworden ist. Alsdann nimmt man den Kuchen heraus, stellt ihn in der Pfanne wieder auf schwaches Kohlenfeuer und über-



Auflösung des Rebus Seite 56.

„Das Feld hat Augen, Ohren die Heden, Alle Orte voll Augen und Ohren stecken.“

Auflösung der Charade Seite 56.

„Vergißmeinnicht.“

Correspondenz.

- L. B. in K. Wählen Sie einen sackförmigen Paletot mit Passant garnitur.
- J. D. in St. Wir empfehlen Ihnen dunkelblauen oder braunen Belton.
- M. L. M. Wenden Sie sich an den Victoria-Bazar, Berlin, Straße 92.
- M. L. Nächstens.
- M. S. in C. Sollte keine der vielen Toiletten auf Seite 24 und Ihrem Wunsche entsprechen?
- Fr. B. v. St. Fertigen Sie einen solchen Lichtschirm nach Abbildung Beschreibung auf Seite 382 d. Bazar 1869.
- M. N. in K. Arbeiten Sie den zweiten Teppich in anderem Dessin in Farben, welche mit denjenigen des vorhandenen Teppichs harmonisiren.
- J. v. E. in P. Die Küdentissen werden nach Belieben in eckiger runder Form gefertigt. Beides ist modern.
- S. L. in N. in G. Wir kennen keine derartige Fabrik.
- Fr. N. F. in Berg. Wählen Sie den zu Abb. Nr. 29 und 30 Seite 3 gehörigen Schnitt.
- Fr. C. L. Anzüge für Kinder verschiedenen Alters finden Sie auf Seite 385 d. Bazar 1869.
- A. B. C. Berlin. Im Wege der Annonce. Wir glauben aber kaum Sie Käufer finden werden.

Oscar L. in Fl. Was nennen Sie „Carrière im Fortschritt“? was tendere Kosten? und was eine „angemessene Existenz“? Auf so wichtige Fragen kann man doch nicht antworten.

Margarethe. Das Portrait der Erwähnten wird wahrscheinlich in diesem Jahrgang erscheinen.

S. L. Die Auflösung der Charade auf Seite 380 (Bazar 1869) ist nicht terglass.

Ceratina und Maria. Wir empfehlen Ihnen die treffliche Schokolade von Heinrich Kurz, die, wenn wir nicht irren, bereits vierter Auflage erschienen ist.

Louise W. in West. Nicht im Kalender. — Roderich Benedix in Leipzig, Eiferstraße 18.

Marietta. Sie meinen wohl das Werk, welches Fanny Lewald unter dem Titel „Abolf Stahr gemeinschaftlich verfaßt haben: „Ein Winter in Rom“. — Wir können Ihnen sehr gute Portraitmaler empfehlen. Sie jedoch, vorher die Höhe Ihrer Erwartungen und Honorars etwas bestimmter anzudeuten. — Sorgfältige Hauptstücke. Aber wir sind außer Stande, bestimmten Rath zu geben, denn ein Leinwandmittel ist leider nicht für Alle. Sie werden Arzt fragen müssen.

Margarethe. Vielleicht.

B 18 in B. Wenden Sie sich an die Theaterbuchhandlung von C. (L. Passar), Berlin, Bräderstraße 3.

Eine Abonnentin. Die auf Seite 298 d. B. 1869 angegebenen Preise kann man schon anwenden, sobald das erste Juden sich in Hantel Füßen zeigt, versteht sich auch bei vorgeschrittenem Nebel. Es ist Grund zu der Befürchtung vor, daß durch die Tinctur sich die Heulen öffnen. Die von uns öfter beschriebene Anwendung des Tinctur leimes bei erfrorenen Händen geschieht besser während des Schneeeises da die Haut selbst durch die Behandlung empfindlich gegen Kälte wird und sich erst allmählig abhärtet.

G. S. . . . in St. Petersburg. Ihre Nebenlösungen zur Schwärze gabe VII sind sämmtlich falsch. Sie scheinen überhaupt den Unterschied zwischen Variante und Lösung nicht zu kennen. Sie nennen die Schwärze, weil Schwarz freie Züge habe, und wissen nicht, daß es mit der Aufgabe ein hohes Maß ertheilt.

Fr. Th. B. in W. Sie können verichert sein, daß das an dem Wandteppich nicht für jede Wunde ohne Weiteres von Nutzen ist.

A. u. D. Sch. in Swinem. Die Composition für Klavier „Der Traum“ ist von R. Bohm op. 41. Derselbe hat noch sehr vieles Andere componirt, das Sie aus dem Katalog erkennen können.

Fr. J. C. in D. Sie haben wahrscheinlich nicht die Vorrichtung gesehen, so daß die Hautpartien wieder durch Waschen mit Bielleicht befeuchtet werden und nicht aus reinem (Weiß-) Seifenwasser entfällt schädliche Bestandtheile, z. B. Weizenst. Kräfte, die Haut durch tägliches Waschen mit Kornbranntwein und Seife Sie die rechten Fragen.

Fr. in W. N. L. bei C. Wir haben nie gehört, daß man Schwärze als Zahneinigungsmittel benutzt; die beste Zahneife ist gewöhnlich Marceller oder Venetianische Seife (aus der Apotheke). — Harter für Seidenfaberei und in sie in dem Buch von H. Schröder über Farber nach den Anforderungen der Gegenwart, Berlin bei Th. G. 1869.

Fr. C. O. in K. Wir haben verschiedenes, leider bisher aber vergeblich gemacht. Schrakzlecke aus Leinwand zu entfernen. Bielleicht gibt diese Artz einem Kefer des „Bazar“, der darin auch als wir war, Veranlassung, uns zu belehren und dadurch auch Hilfe zu schaffen.

Fr. M. S. in Prag. Um Steinöflecke aus Wäsche zu entfernen reibt man dieselbe mit gewöhnlicher grüner Seife (Schmierseife) läßt das Zeug über Nacht liegen und wäscht es dann mit warmem Wasser aus.

Abonnentin in B. Schlüssel reinigt man von Rost durch Waschen mit Schmirgelpapier. Eine oberflächliche Verätzung durch Einwirkung solcher schmeibehaltigen Gegenstände in schmelzenden Quantitäten derselben ziemlich gut gegen das Ansehen von Rost.

J. A. in Verden. Um Wachsreste aus farbigen Seidenstoffen zu entfernen, befeuchtet man sie mit Hoffmannstropfen (Weißweinsol) und läßt das dadurch gelöste Wachs durch Pressen des Stoffes zwischen reinem Bismuthpapier in letztere einziehen; man wiederholt bis der Fleck verschwindet.

Schwabenmadel. Geben Sie einmal auf die Qualität der von Ihnen gebrauchten Seife Acht; sehr häufig ist eine schlechte Seife Schuld am Springen der Haut. Bei empfindlicher Haut sollte mit Ansehen der gefüllten Seifen ist vor allen Dingen die Cocoseife zu vermeiden. Einreiben mit Goldcream wird die aufgesprungene Haut wieder herzustellen.

Hermine in Pesth. Eins der wenigen besseren Mittel Braunfärbung der Haare ist ein wässriger Auszug unreifer Nüßkernen; leider hält sich derselbe nicht lange Zeit wirksam, so daß es Wallnuxtract angepriesenen künstlichen Haarfärbemittel wenig gar keinen Werth besitzen. — Consequente Anwendung von übermäßig saurem Kalt, in der Weise, wie wir öfter beschrieben, wird Ihnen die Weiße wieder zurückgeben.

Kritische Correspondenz. Wir bitten, in der letzten Kritik Correspondenz einen fatalen Druckfehler zu berichtigen: statt Pelion ist es Pelion heißen. — E. de Fronto serena. Klauen, Klauen sind wie biegen, beugen, bücken Steigerungen, die in ersten Reihe selbst bis zur Nachahmung des Tons gehen. Aus der sind in Norddeutschland, aus den sind in Süddeutschland die Beugungen der Hagen und Heden mehr oder weniger gekrümmten gebückten Zweigen entlehnt.

Mr. di Pisa. Erinnerungsschwärze? — Ein vorzügliches Mittel ist „das Leben des Michelangelo Buonarotti“ von Herrn Grimm. — Conjuelo. — Die des Menschen, seiner krankhaften fühlte Herr zu werden“, von J. H. mit einem Vorwort von Grimm.

Chateaubriand wurde auf Combourg in der Bretagne, am 4. September 1769 geboren. Er starb 4. 1848. — Abonnentin. Von der lichen, durchaus als praktisch bewerteten „Poetik von Rudolf Schickel“ (Wreslau, Verlag von G. Treubner) ist jeben eine zweite Auflage erschienen. Wir beschränken vorläufig auf die Anzeige und sprechen einen längeren Artikel.

Räthsel.

Ich bin von männlichem Geschlecht;
Nur schwer man mich entbehren kann;
Ernähre Manchen, schlacht und recht;
Doch Manche gibt mich gern dem Mann.
Rechts bin ich stark, links meistens schwach;
Hier dick, dort dünn, hier weck, dort frisch;
Bequem lieb' ich's, sagt man mir nach,
Vor Allem, wenn ich bin bei Tisch.

[2578]

G. Seeram.

Rebus.

